

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1943

19.2.1943 (No. 42)

Verlag und Schriftleitung

Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei und Verlag G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Verlagsgebäude: Kaiserhof, Waldstraße 24, Fernsprecher 5550-53, nachts nur 5552. Hauptgeschäftsstelle, Schriftleitung u. Druckerei: Waldstraße 24, Postfachkonto Karlsruhe 19800. Telegramm-Adresse: Badische Presse, Karlsruhe. Bestellsadresse: Gardi und Ortenau, Hund 500, Ausgabestellen in Stadt und Land. Geschäftsstellen in Rehl, Baden-Baden, Bruchsal u. Offenburg. Die Abgabe eigener Verträge der Badischen Presse ist nur bei genauer Kundenanabe gestattet. - Für unvollständigt überlieferte Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Haftung.

Badische Presse

und
Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung
General-Anzeiger für Südwestdeutschland

Bezugs- und Anzeigenpreise

Bezugspreis: Monatlich 2,- R.M. Im Verlag oder in den Zweigstellen abgeholt 1,70 R.M. Auswärtige Bezugsnehmer durch Posten 1,70 R.M. einl. 13,4 R.M. Beförderungsgebühr zuzüglich 30 R.M. Trägertlohn. Postbesteller 2,06 R.M. einschließlich 18,0 R.M. Beförderungs-Gebühr und 36 R.M. Zulieferlohn. Bei der Post abgeholt 1,70 R.M. - Abbestellungen nur bis zum 20. des Monats auf den Monatsbeginn. - Anzeigenpreis: 3. H. Kreislinie Nr. 10 alpha. Die 22 mm breite Millimeterzeile 10 R.M. bei Kamillen- u. kleinen Anzeigen 5 R.M. bei größeren Anzeigen die 46 mm breite Millimeterzeile 65 R.M. 27 R.M. an abnehmenden Nachsch. nach Staffeln B.

59. Jahrgang / Nummer 42

Karlsruhe, Freitag, den 19. Februar 1943

Einzelpreis 10 Pf.

Das Ja auf 10 Schicksalsfragen der Nation

Dr. Goebbels: „Im kommenden Sommer wird uns der Feind wieder in alter Offensivkraft kennenlernen“

A.K. Berlin, 19. Febr. Durch den weiten Raum des Berliner Sportpalastes wogte wieder einmal die Leidenschaft und das Feuer der nationalsozialistischen Kampfbewegung. Es herrschte eine mit Spannung und Energie geladene Atmosphäre, die den Puls jedes einzelnen mit Sicherheit beschleunigt. Was 30.000 Herzen fühlen und 20.000 Mienen denken, erfüllt das weite Oval so prall, daß es schier beinahe explodiert. Mit Gewalt umfängt jeden Mann und jede Frau in diesem Raum das Gefühl, daß diese Mauern sich weiten und daß ganz Deutschland mithört, mitfühlt, mitbestimmt und mitbestimmt.

Dem diese Stunde ist wirklich eine Stunde des Erkenntnisses und des Schwurs des ganzen Volkes. Die Führer hier in den langen Saalreihen und auf den Rängen, sind ein idealer Querschnitt der deutschen Volksgemeinschaft. Kein Mann, kein Stand, keine Klasse fehlt. Vom Rüstungsarbeiter bis zum Reichsführer, vom einfachen Arbeiter bis zum Reichsminister, vom kleinen Grenadier bis zum General, alle aus dem Mut eines Volkes, alle erfüllt von dem einzigen Gedanken, alle getrieben von einer einzigen Entschlossenheit, alle bereit von dem Feuer eines Glaubens an den Sieg - so stehen sie für ganz Deutschland.

Es sind tieferegreifende und hinreichende Minuten, so hinreichend und leidenschaftlich erfüllt, wie sie dieser traditionsreiche Raum selbst noch nicht sah. Als Dr. Goebbels dieser wirklichen Volkswertung 10 Fragen stellte, in denen das deutsche Schicksal dieser ewigen und schweren Zeit beschlossen liegt. Diese Fragen selbst rütteln auf, sie fordern Heiligkeit und gebieterisch Verzicht, Opfer und Sühne. Sie sind von einer Wucht, daß sie manchmal fast wie Schläge niederfallen. Aber die Antwort zaudert keine Sekunde. „Wir wollen es! Wir sind bereit! Wir sind entschlossen! Wir bekennen es! Wir schwören es!“ Wie der Aufbruch eines Unwetters,

wie das Tosen eines Orkans, geht es durch den dröhnenden Raum. Ein Strom der Leidenschaft, gewirkt durch die mächtigsten Erkenntnisse der Gefahr, in die das Vaterland geraten, verfließt durch die handfesten Überlegungen, die Dr. Goebbels den Fragen vorangestellt hat.

In diesen Überlegungen ist nichts beschönigt. Das deutsche Volk ist so stark, daß es sich nichts vorzumachen braucht, daß man ihm nichts vorzumachen braucht. Es weiß, das fähige Wort von der größten Schicksalsstunde unserer nationalen Geschichte, das Dr. Goebbels prägte, ist keine Liebertreibung, sondern mächtigste Wirklichkeit. Aber das alles ist ihm nur Anlaß, noch härter zuzupacken, noch stärker seine Kraft anzuspannen, noch entschlossener das auf sich zu nehmen, was immer von ihm für das große Endziel verlangt wird. Alle Anstrengungen, alle Opfer, die das Vaterland in der Stunde der Not von uns fordert, sind nichts gegenüber dem, was der rote Terror in einem Vierteljahrhundert den Völkern des Sowjetunions gepreßt hat, und was ein Schatten dessen, was nicht nur uns, sondern auch noch unsere Kinder erleben werden, wenn die rote Flut über Deutschland dahinstreift. Das sagen sich nicht zuletzt auch Deutschlands Frauen, denen ein besonders einmündiger Teil der Rede gewidmet ist und von denen viele in der Tat am schwersten zu tragen haben werden an dem, was die Stunde der Entscheidung von uns verlangt.

Wir wissen nach dieser Rede, daß die größte und die schwerste Zeit dieses Krieges uns noch erbiten bevorsteht. Wir wissen aber auch, daß wir sie siegreich überwinden werden, denn wir wissen, daß alles im ganzen Leben der Nation jetzt rückwärts auf dieses eine Ziel hingedreht und ihm untergeordnet wird. Es gibt keine Sorgen, die sprechen, keine Anstrengungen, die man nicht übersteht, wenn man den Willen dazu hat. Deutschland hat diesen Willen. Das ganze Volk hat es in seiner Vertretung im Sportpalast bekannt und geschworen.

Drei Thesen an die Welt und zehn Fragen an uns

Berlin, 19. Febr. Reichsminister Dr. Goebbels führte in seiner Rede im Berliner Sportpalast folgendes aus:
Meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen! Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Es ist knapp drei Wochen her, daß ich das letzte Mal bei Gelegenheit der Verkündung der Proklamation des Führers zum Jahrestag der Reichserhebung von dieser Stelle aus zu Ihnen und zum deutschen Volke gesprochen habe. Die Krise, in der sich unsere Vorkämpfer augenblicklich befinden, stand damals auf dem Höhepunkt. Wir hatten uns im Zeichen des harten Unglücksfalles, von dem die Nation im Kampf um die Wolga betroffen wurde, am 30. Januar dieses Jahres zusammengefunden zu einer Kundgebung der Einheit, der Geschlossenheit, aber auch der festen Willenskraft, mit den Schwierigkeiten, die dieser Krieg in seinem vierten Jahre vor uns aufwirft, fertig zu werden.

Es war für mich und wohl auch für Sie alle erschütternd, einige Tage später zu vernehmen, daß die letzten heldenhaften Kämpfer von Stalingrad, in dieser Stunde durch die Vorkämpfer mit uns verbunden, an unserer erhabenen Sportpalastkundgebung teilgenommen haben. Sie funken in ihrem Schlüßbericht, daß sie die Proklamation des Führers vernommen und vielleicht zum letzten Male in ihrem Leben mit uns zusammen mit erhobenen Händen die Nationalhymnen gesungen hätten. Welch eine Haltung deutschen Soldatentums in dieser großen Zeit! Welche Verpflichtung aber schließt diese Haltung auch für uns alle, insbesondere für die ganze deutsche Heimat, in sich ein!

Stalingrad war und ist der große Alarmruf des Schicksals an die deutsche Nation.

Ein Volk, das die Stärke besitzt, ein solches Unglück zu ertragen, und auch zu überwinden, ja, daraus noch zusätzliche Kraft zu schöpfen, ist unbesiegt. Das Gedächtnis an die Helden von Stalingrad soll also auch heute bei meiner Rede vor Ihnen und vor dem deutschen Volk eine tiefe Verpflichtung für mich und für alle sein.

Ich weiß nicht, wie viele Millionen Menschen, über die Vorkämpfer mit uns verbunden, heute abend an der Front und in der Heimat an dieser Kundgebung teilnehmen und meine Führer sind. Ich möchte zu Ihnen allen aus tiefstem Herzen zum tiefsten Herzen sprechen. Ich glaube, das ganze deutsche Volk ist mit heißer Leidenschaft bei der Sache, die ich Ihnen heute abend vorzutragen habe. Ich will deshalb meine Ausführungen auch mit dem ganzen heiligen Ernst und dem offenen Freimut, den diese Stunde von uns erfordert, ausstatten. Das im Nationalsozialismus erzeugte, geschulte und disziplinierte deutsche Volk kann die volle Wahrheit ertragen. Es weiß, wie ernst es um die Lage des Reiches bestellt ist, und seine Führung kann es deshalb gerade auch auffordern, aus der Notlage der Situation die nötigen Härten, ja auch härtesten Forderungen zu ziehen. Wir Deutschen sind gewappnet gegen Schwäche und Anfallsigkeit, und Schläge und Unlücksfälle des Krieges verleben uns nur zusätzliche Kraft, feste Entschlossenheit und eine heilige und kämpferische Aktivität, die bereit ist, alle Schwierigkeiten und Hindernisse mit revolutionärem Elan zu überwinden. Wir durchleben im Osten augenblicklich eine schwere militärische Belastung. Diese Belastung hat zeitweilig größere Ausmaße angenommen und gleicht, wenn nicht in der Art der Anlage, so doch in ihrem Umfang der des vergangenen Winters.

Der Ansturm der Steppe gegen unseren ehrwürdigen Kontinent ist in diesem Winter mit einer Wucht losgebrochen, die alle menschlichen und geschichtlichen Vorstellungen in den Schatten stellt. Die deutsche Wehrmacht bildet dagegen mit ihren Verbänden den einzigen überhaupt in Frage kommenden Schutzwall. Der Führer hat schon in seiner Proklamation zum 30. Januar mit ernsten und

eindringlichen Worten die Frage aufgeworfen, was aus Deutschland und aus Europa geworden wäre, wenn am 30. Januar 1933 statt der nationalsozialistischen Bewegung ein bürgerliches oder ein demokratisches Regime die Macht übernommen hätte! Welche Gefahren wären dann, schneller als wir es damals ahnen konnten, über das Reich hereingebrochen und welche Abwehrkräfte hätten uns noch zur Verfügung gestanden, um ihnen zu begegnen? Zehn Jahre Nationalsozialismus haben genügt, das deutsche Volk über den Ernst der schicksalhaften Problematik, die aus dem östlichen Bolschewismus entspringt, vollkommen aufzuklären. Man wird jetzt auch verstehen, warum wir unsere Rüstungsarbeiten so oft unter dem Signum des Kampfes gegen den Bolschewismus gestellt haben. Wir erhoben damals unsere warnende Stimme vor dem deutschen Volk und vor der Weltöffentlichkeit, um die von einer Willens- und Geisteshaltung überlegenen bolschewistischen Menschheit zum Erwachen zu bringen und ihr die Augen zu öffnen für die grauen-erregenden geschichtlichen Gefahren, die aus dem Vordringen des östlichen Bolschewismus erwachsen, der ein Volk von fast 200 Millionen dem jüdischen Terror dienstbar gemacht hatte und es zum Angriffskrieg gegen Europa vorbereitete.

Als der Führer die deutsche Wehrmacht am 22. Juni 1941 im Osten zum Angriff antreten ließ, waren wir uns alle im Klaren darüber, daß damit überhaupt der entscheidende Kampf dieses gigantischen Weltkampfes anbrach. Wir wußten, welche Gefahren und Schwierigkeiten er für uns mit sich bringen würde. Wir waren uns aber auch klar darüber, daß die Gefahren und Schwierigkeiten

Die Sowjets rannten gestern vergeblich an

Die Angriffe an allen Frontabschnitten blutig abgewiesen - Tauwetter im Westkaukasus

Aus dem Führerhauptquartier, 19. Febr. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Westkaukasus und am unteren Kuban fanden bei einsetzendem Tauwetter nur Kampfhandlungen von örtlicher Bedeutung statt. Dabei machte ein eigener Angriff südlich Komarossijew weitere Fortschritte. An der Donez-Front und im Raum von Charlow griff der Feind wieder mit starken Kräften an. Er wurde in teilweise schweren Kämpfen abgewiesen. Zahlreiche feindliche Vorstöße südlich von Orel scheiterten. Der Gegner wurde durch Gegenangriff verwundet und hierbei mehrere Panzer vernichtet. Die Luftwaffe griff Panzeransammlungen, Artilleriestellungen und Marschkolonnen des Feindes an und brachte den Verbänden des Feindes dadurch fühlbare Entlastung. Bei Fortführung der starken Angriffe südlich des Imaneees erlitt der Feind erneut schwere Verluste an Menschen und Material. Trotz härtester Unterstützung durch Panzer und Schlachtflieger wurde der Gegner vor den deutschen Hauptkampflinien überall abgewiesen. Auch die fortgesetzten Verjagungen der Sowjets, unsere Front südlich des Labogaees und vor Leningrad zu durchstoßen, brachen blutig zusammen. Im Gegenangriff wurde dabei eine feindliche Kräftegruppe eingeschlossen und vernichtet. Die spanische Freiwilligen-Division hatte erfolgreichen Anteil an der Abwehr der sowjetischen Angriffe.

Ein Nachtangriff von Kampfgruppen auf Stadt und Hafen Murmansk hatte gute Wirkung.

In Tunesien schritten die Kampfhandlungen erfolgreich fort. Im Seegebiet von Algier erzielten deutsch-italienische Fliegerkräfte bei der Bekämpfung eines stark gesicherten Nachschubgeleites weitere Erfolge. Ein leichter Kreuzer und drei große Transporter erlitten Torpedotreffer. Mit der Vernichtung eines der Handelsschiffe kann gerechnet werden.

Vorstöß Moskaus in die arabische Welt

Diplomatische Vertretungen der Sowjets im Nahen und Mittleren Osten

Rom, 19. Febr. Die Moskauer Regierung hat die Errichtung diplomatischer Vertretungen in sämtlichen arabischen Staaten im Nahen und Mittleren Osten beschlossen. Bisher war es der Sowjetunion nicht gelungen, diplomatische Beziehungen mit den arabischen Staaten herzustellen. In Ausübung der Beilegung Franz glaubt die Moskauer Regierung jedoch den Zeitpunkt gekommen, um jetzt die Herstellung diplomatischer Beziehungen mit den arabischen Staaten erzwingen zu können. Es sollen Sowjetgeandtschaften in den arabischen Hauptstädten geschaffen werden. Was die Moskauer Regierung unter diplomatischen Vertretungen versteht, ist allerdings in der ganzen Welt hinreichend bekannt. In der Tatung einer diplomatischen Mission wird die Moskauer Regierung Propagandazentralen in den arabischen Ländern errichten. Der sowjetische Botschafter in der Türkei, Winogradoff, ist zum Leiter der neuen diplomatischen Aktivität der Sowjets im Nahen Osten ernannt worden. Die einzelnen sowjetischen Propagandazentralen sind ihm unmittelbar unterstellt worden. In welcher Weise die arabischen Staaten auf diesen kaum nach außen getarnten Versuch der Sowjetunion, die bolschewistische Einflusssphäre auf den Nahen Osten auszuweiten, antworten werden, ist bisher noch nicht bekannt geworden. Auf englischer und nordamerikanischer Seite ist dieser neue kommunistische Aktionsplan zweifellos mit höchst gemäßigten Gefühlen aufgenommen worden. Es ist jedoch kennzeichnend, daß die analo-amerikanischen Mächte sich heute nicht stark genug fühlen, dem Vordringen Moskaus im Nahen Osten ein entschlossenes Halt zu bieten.

Wo bleiben die Bomber des „größten Werkes der Welt“?

Lissabon, 19. Febr. Der sogenannte Truman-Ausschluß des nordamerikanischen Senats, der sich mit der Unterdrückung von Mängeln in der Kriegswirtschaft befaßt, wird auf Vorschlag seines Vorsitzenden, Senator Truman, die Prüflinge bei der Bomber-Fabrik von Henry Ford in Willow Run untersuchen. Truman erklärte, es sei in Willow Run bisher praktisch noch nichts erzeugt worden, obwohl man angeblich im letzten Mai bereits mit der Herstellung von Bombern für das Heer begonnen habe. - Willow Run gilt nach nordamerikanischen Meldungen als das „größte Werk der Welt.“ Sein Flächenmaß sei „eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit“.

bei längerem Zuwarten nur wachsen, niemals aber abnehmen könnten.

Es war zwei Minuten vor zwölf.

Ein weiteres Jagern hätte leicht zur Vernichtung des Reiches und zur vollkommene Bolschewisierung des europäischen Kontinents geführt.

Es ist verständlich, daß wir bei den großangelegten Trainings- und Bluffmanövern des bolschewistischen Regimes das Kriegspotential der Sowjetunion nicht richtig eingeschätzt haben. Erst jetzt offenbart es sich uns in seiner ganzen wilden Größe. Dementsprechend ist auch der Kampf, den unsere Soldaten im Osten zu bestehen haben, über alle menschlichen Vorstellungen hinaus hart, schwer und gefährlich. Er erfordert die Aufbietung unserer ganzen nationalen Kraft. Hier ist eine Bedrohung des Reiches und des europäischen Kontinents gegeben, die alle bisherigen Gefahren des Abendlandes weit in den Schatten stellt. Würden wir in diesem Kampf versagen,

Harte Kämpfe bei Tauwetter an der Nordfront

Berlin, 19. Febr. Bei anhaltendem Tauwetter traten die Bolschewisten am 17. 2. zu erneuten Angriffen gegen die Fronten südlich des Imaneees an. Obwohl unsere vom Schmelzwasser und Regen völlig durchwässerten Grenadiere in überhöchtem Stellungskämpfen mühten, fanden sie innerschütterlich gegen die fortgesetzt anrückenden Massen der Sowjets. Die harten Kämpfe kosteten die Bolschewisten täglich schwere Verluste. 149 Sowjetpanzer wurden in den drei ersten Tagen der wiederankommenden Abwehrschlacht vernichtet und Tausende Taten der wiederankommenden Abwehrschlacht vernichtet und Tausende Taten der wiederankommenden Abwehrschlacht vernichtet. Ähnlich ist auch das Bild der Kämpfe südlich des Labogaees und vor Leningrad. Auch hier erschweren Tauwetter und Schnee den Abwehrkampf gegen die feindliche Übermacht. Die Zahl der Panzerabschüsse in diesem Raum hat sich seit dem 12. Januar auf über 650 erhöht.

Truppentransporter vor Marokko versenkt

bl. Rom, 19. Febr. Der 20.000 Tonnen große nordamerikanische Dampfer „John Ericson“, der als Truppentransporter eingesetzt war, ist nach einer Reutersmeldung vor der marokkanischen Küste versenkt worden.

so verspielten wir damit überhaupt unsere geschichtliche Mission. Alles, was wir bisher aufgebaut haben, verblüht angefaßt der gigantischen Aufgaben, die hier der deutschen Wehrmacht unmittelbar und dem deutschen Volke mittelbar gestellt ist.

Ich wende mich in meinen Ausführungen zuerst an die Weltöffentlichkeit und proklamiere ihr gegenüber

drei Thesen unseres Kampfes gegen die bolschewistische Gefahr im Osten.

Die erste dieser Thesen lautet: Wäre die deutsche Wehrmacht nicht in der Lage, die Gefahr aus dem Osten zu brechen, so wäre damit das Reich und in kurzer Folge ganz Europa dem Bolschewismus verfallen.

Die zweite dieser Thesen lautet: Die deutsche Wehrmacht und das deutsche Volk allein besitzen mit ihren Verbündeten die Kraft, eine grundlegendende Rettung Europas aus dieser Bedrohung durchzuführen.

Die dritte dieser Thesen lautet: Gefahr im Verzuge. Es muß schnell und gründlich gehandelt werden, sonst ist es zu spät.

Zu ersten These habe ich im einzelnen zu bemerken: Der Bolschewismus hat seit jeher ganz offen das Ziel proklamiert, nicht nur Europa, sondern die ganze Welt zu revolutionieren und sie in ein bolschewistisches Chaos zu stürzen. Dieses Ziel ist seit Beginn der bolschewistischen Sowjetunion seitens des Kream ideologisch vertreten und praktisch verfolgt worden. Es ist klar, daß Stalin und die anderen Sowjetführer, je mehr sie glauben, sich der Verwirklichung ihrer weltzerstörerischen Absichten zu nähern, um so mehr auch bestrebt sind, diese zu tarnen und zu verschleiern. Das kann uns nicht helfen. Wir haben in einem 14jährigen Kampf vor der Machtübernahme und in einem sechsjährigen Kampf nach der Machtübernahme seine Absichten und infamen Nachbetrugsmanöver demaskiert.

Das Ziel des Bolschewismus ist die Weltrevolution der Juden. Sie wollen das Chaos über das Reich und über Europa herbeiführen, um in der daraus entstehenden Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung der Völker ihre internationale, bolschewistisch verschleierte kapitalistische Diktatur aufzurichten. Was das für das deutsche Volk bedeuten würde, braucht nicht näher erläutert zu werden. Es würde mit der Bolschewisierung des Reiches eine Liquidierung unserer gesamten Intelligenz- und Führerschicht und als Folge davon die Überlieferung der arbeitenden Massen in die bolschewistisch-jüdische Sklaverei nach sich ziehen. Man sucht in Moskau Zwangsarbeitsbattalione, wie der Führer in seiner Proklamation zum 30. Januar schon sagte, für die sibirischen Tundren. Der Zustand der Steppe macht sich vor unseren Fronten breit und der Ansturm des Ostens, der in täglich sich steigender Stärke gegen unsere Linien anbräutet, ist nichts anderes als die veruchte Wiederholung der geschichtlichen Verheerungen, die früher schon so oft unseren Erdteil gefahrdet haben.

Damit ist aber auch eine unmittelbare akute Lebensbedrohung nicht für uns, sondern für alle europäischen Mächte gegeben. Man soll nicht glauben, daß der Bolschewismus, hätte er die Gelegenheit, seinen Siegeszug über das Reich anzutreten, irgendwo an unseren Grenzen Halt machen würde.

Er treibt eine Aggressionspolitik und Aggressionskriegsführung, die ausgeprochen auf die Bolschewisierung aller Länder und Völker ausgeht. Bapierene Erklärungen, die von Seiten des Kream oder als Garantieverpflichtungen von Seiten Londons oder Washingtons gegen diese nicht zu bestreitenden Absichten abgegeben werden, imponieren uns nicht. Wir wissen, daß wir es im Osten mit einer infernalischen politischen Teufelei zu tun haben, die die sonst unter Menschen und Staaten üblichen Beziehungen nicht anerkennt. Wenn beispielsweise der englische Lord Beaverbrook erklärt: daß Europa dem Bolschewismus zur Führung überantwortet werden müsse, wenn ein maßgeblicher amerikanisch-jüdischer Journalist Brown diese These durch die jüdische Verlautbarung ergötzt, daß eine Bolschewisierung Europas vielleicht überhaupt die Lösung unseres kontinentalen Problems darstelle, wissen wir genau, was damit gemeint ist. Die europäischen Mächte stehen hier vor ihrer entscheidenden Lebensfrage. **Das Abendland ist in Gefahr!**

Ob ihre Regierungen und ihre Intelligenzschichten das einsehen wollen oder nicht, ist dabei gänzlich unerheblich. Das deutsche Volk jedenfalls ist nicht gewillt, sich dieser Gefahr auch nur veruchsweise preiszugeben. Hinter den ankämpfenden Sowjetdivisionen sehen wir schon die jüdischen Liquidationskommandos, hinter diesen aber erhebt sich der Terror,

das Gespenst des Millionenhungers und einer vollkommenen europäischen Anarchie.

Hier erweist sich wiederum das internationale Judentum als das teuflische Ferment der Dekomposition, das eine geradezu jüdische Gemütsart dabei empfindet, die Welt in ihre tiefste Unordnung zu stürzen und damit den Untergang jahrtausendealter Kulturen, an denen es niemals einen inneren Anteil hatte, herbeizuführen.

Wir lähen, wenn wir dieser Gefahr nicht Herr würden, im Geiste schon das Gespenst des Hungers, des Elends und einer Millionenzwangsarbeit für das deutsche Volk heraufzuziehen, lähen den ehrwürdigsten Erdbteil in seinen Grundfesten wanken und unter seinen Trümmern das geschichtliche Erbe der abendländischen Menschheit begraben. Das ist das Problem, vor dem wir stehen.

Meine zweite These lautet: Allein das Deutsche Reich mit seinen Verbündeten ist in der Lage, die eben geschilderte Gefahr zu bannen. Die europäischen Staaten, einschließlich Englands, behaupten, stanz genug zu sein, einer Bolschewisierung des europäischen Kontinents, sollte sie einmal praktisch gegeben sein, rechtzeitig und wirksam entgegenzutreten. Diese Erklärung ist kindisch und verdient überhaupt keine Widerlegung. Sollte die stärkste Militärmacht der Welt nicht in der Lage sein, die Drohung des Bolschewismus zu brechen, wer brachte dann noch die Kraft dazu auf?

Die neutralen europäischen Staaten besitzen weder das Potential, noch die militärischen Nachmittel, noch die geistige Einstellung ihrer Völker, um dem Bolschewismus auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Sie würden im Bedarfsfall von seinen motorisierten Roboter-Divisionen in wenigen Tagen überfahren werden. In den Hauptstädten der mittleren und kleinen europäischen Staaten tödtet man sich mit der Absicht, man müsse sich gegen die bolschewistische Gefahr seelisch rüfen. Keiner dieser Staaten kann von sich behaupten, gegen eine innere Bolschewisierung immun zu sein. Der Bolschewismus pflegt seine Grenzen auch ideologisch und nicht nur militärisch zu ziehen, und darin ist eben keine über die Grenzen der Völker hinwegbringende Gefahr gegeben.

Die Welt hat also nicht die Wahl zwischen einem in seine alte Zersplitterung zurückzufallen und einem unter der Achsenführung sich neu ordnenden Europa, sondern nur die zwischen einem unter dem militärischen Schutz der Achse stehenden und einem bolschewistischen Europa.

Darüber hinaus bin ich der festen Überzeugung, daß die lametierenden Lords und Erzbischöfe in London überhaupt nicht einmal die Absicht haben, der bolschewistischen Gefahr, die bei einem weiteren Vordringen der Sowjetarmeen für die europäischen Staaten gegeben wäre, praktisch entgegenzutreten. Das Judentum hat die angefachschiffenen Staaten geistig und politisch schon ja tief durchdrungen, daß sie diese Gefahr überhaupt nicht mehr sehen und wahrhaben wollen. Unsere Einsicht in diese Problematik hat uns schon früh die Erkenntnis vermittelt, daß das Zusammengehen zwischen internationaler Plutokratie und internationalem Bolschewismus durchaus keinen Widerspruch, sondern einen tiefen und ursächlichen Sinn darstellt. Ueber unser Land hinweg reichen sich bereits das westeuropäische schweigende Judentum und das Judentum des östlichen Ghettos die Hände.

Damit ist Europa in Todesgefahr.

Ich schmeide mir nicht, mit diesen Ausführungen die öffentliche Meinung in den neutralen oder gar in den feindlichen Staaten

Rnox: „Gewitter örtlicher Rückschlag in Tunefien“

„Gefährliche Situation“ durch Schluppe der Amerikaner - Eisenhowers Offensive wieder verlagert

Tg. Stockholm, 19. Febr. „Die Streitkräfte der USA in Mittelunefien haben einen ersten örtlichen Rückschlag erfahren und erhebliche (substantial) Verluste an Truppen und Material erlitten, besonders groß waren die Verluste an USA-Panzern durch die feindlichen Stulaangriffe.“ Mit diesen Worten gelangt der USA-Kriegsminister Stimson die Erfolge des Achsenvorstoßes in Mittelunefien ein. Kurz vorher war das Kommuniqué im Hauptquartier Eisenhowers in Algier ausgegeben worden und hatte der USA-Offentlichkeit bereits mitgeteilt, daß die Bemühungen des Generals Clarke, Kommandierender der nordamerikanischen und französischen Streitkräfte an diesem Frontabschnitt, durch einen Gegenangriff den feindlich-italienischen Vormarsch zum Stehen zu bringen, gescheitert seien. Das Kommuniqué teilte mit, daß die USA-Streitkräfte sich weiter hätten zurückziehen müssen und drei wichtige Städte und Positionen (Sbeitla, Kasserin, Keriana) hart vor der algerischen Grenze hätten aufgeben müssen. Berichte der Korrespondenten aus Algier fügten hinzu, daß die USA-Streitkräfte durch die schweren Verluste an Menschen und Material, die sie in den letzten Tagen bei als „äußerst hart“ geschilderten Kämpfen erlitten hätten, zu dieser Rückschlagsbewegung gezwungen worden seien. „Es handelt sich um eine radikale Veränderung der alliierten Stellungen an diesem Frontabschnitt“, erklärt der Vertreter des englischen Nachrichtendienstes in Algier. Die Front der Anglo-Amerikaner sei durch dieses Verlegen der USA-Streitkräfte in einem Winkel von 45 Grad zurückgedrängt worden. Die Kämpfe hätten für den Augenblick als abgeklungen gelten. Mit dem Ergebnis, daß nicht nur eine Kette strategisch wichtiger Positionen verlorengegangen sei, sondern auch der Gegner seinen Bewegungskraum zwischen der ostunefischen Küste und der algerischen Grenze verdoppelt habe. Dies sei mit Rücksicht auf den nun vollzogenen Zusammenstoß Kommeis und den in Nordunefien stehenden Achsenreitkräften „eine bedeutliche Entwidlung“. „Daily Mail's“ Korrespondent in Algier geht noch weiter und spricht von einer „gefährlichen Situation“, die nun in Tunefien entstanden sei. An zuktändiger militärischer Stelle leugnet man nicht die Gefahr, die durch die jüngste Niederlage der USA-Streitkräfte für die rechte Flanke der 1. britischen Armee entstanden sei, die in Nordunefien stehe.

Die militärischen Kommentare der englischen Presse zeigen sich besonders alarmiert durch die Tatsache, daß, wie das Hauptquartier in Algier zugibt, drei wichtige Flugplätze, die für den Einsatz der anglo-amerikanischen Jagdwaffe von großer Bedeutung waren, in die Hände des Feindes gefallen seien. Es wird sogar angegeben, daß eine nicht unerhebliche Anzahl von Flugzeugen sowie Brennstofflager bei dem überführten Rückzug der Nordamerikaner und bei ihrer „mangelnden Kriegserfahrung“ unbeschädigt in die Hände des Feindes gefallen seien. Englische Berichte aus dem Hauptquartier in Algier geben zu, daß „wahrscheinlich die USA-Verluste an Panzern so bedeutend sind, daß eine erfolgreiche Gegenoffensive zumindest im Augenblick unmöglich erscheinen muß.“

„Rommel hat es wieder einmal geschafft“

Wie der Korrespondent der nordamerikanischen „Columbia Broadcasting“ meldet, sind die Verluste der Nordamerikaner an Menschen und Panzern beträchtlich. Das Ergebnis des deutschen Vorstoßes sei sehr bedenklich. Es lasse den USA-Truppen keine Hoffnung mehr, bis an das Meer zu gelangen. Der Rückzug sei aber auch dem moralischen Gesichtspunkt aus groß, weil es den deutschen Truppen damit gelang, einen neuen Erfolg zu buchen. Man müsse zugeben, daß es Rommel wieder einmal geschafft habe.

Ausweitung des Erfolges in Tunefien

Rom, 19. Febr. Nach dem italienischen Wehrmachtbericht vom Donnerstag haben in Tunefien die Achsenruppen weitere feindliche Stellungen besetzt und haben einen von Panzerstreitkräften unterstützten feindlichen Gegenangriff abgewiesen. Nördlich von Algier griffen deutsche Flugzeuge einen Geleitzug an. Ein 8000-TON-Dampfer wurde versenkt, ein ebenso großer Dampfer wurde beschädigt. Amerikanische Kampfflugzeuge warfen Spreng- und Brandbomben auf Cagliari, Quart, Senta, Senna und Garmosanaliga. Der Angriff verursachte schwere Schäden an Wohnhäusern und Opfern unter der Bevölkerung. Bis her wurden 100 Tote und 235 Verletzte gemeldet.

alarmieren zu können. Das ist auch nicht der Zweck und ihre Absicht. Ich weiß, daß die englische Presse morgen mit einem wütenden Geüll über mich herfallen wird, ich hätte angefaßt unserer Belastung an der Ostfront die ersten Friedensfähler ausgestreift. Davon kann überhaupt keine Rede sein. In Deutschland denkt heute kein Mensch an ein faules Kompromiß,

das ganze Volk denkt nur an einen harten Krieg.

Die dritte These, die ich hier näher erläutern will, ist die, daß Gefahr unmittelbar im Verzuge ist. Die Lähmungserscheinungen der westeuropäischen Demokratie gegen ihre üblichste Bedrohung sind herabkemmend. Das internationale Judentum fördert sie mit allen Kräften. Genau so, wie der Widerstand gegen den Kommunismus in unserem Kampf um die Macht in unseren eigenen Lande von den jüdischen Zeitungen künstlich eingeschleift und nur durch den Nationalsozialismus wieder erweckt wurde, genau so ist das heute bei den anderen Völkern der Fall. Das Judentum erweist sich hier wieder einmal als die Internation des Bösen, als plastischer Dämon des Verfalls und als Träger eines internationalen Kulturzerstörenden Chaos.

Nun wird, und das hier nur zu erwöhnen, in diesem Zusammenhang auch unsere konsequente Judenpolitik verlesen können. Wir sehen im Judentum für jedes Land eine unmittelbare Gefahr gegeben. Wie andere Völker sich gegen diese Gefahr zur Wehr setzen, das ist unsere eigene Sache, in die wir keinerlei Einsprüche heben. Das Judentum stellt eine infektiöse Erscheinung dar, die ansteckend wirkt. Wenn das feindliche Ausland gegen unsere antijüdische Politik scheinheilig Protest einlegt und über unsere Maßnahmen gegen das Judentum heuchlerische Krokodilstränen vergießt, so kann uns das nicht daran hindern, das Notwendige zu tun. Deutschland jedenfalls hat nicht die Absicht, sich dieser Bedrohung zu beugen, sondern vielmehr die, ihr rechtzeitig und wenn nötig mit den radikalsten Gegenmaßnahmen entgegenzutreten.

Im Zeichen all dieser Überlegungen steht die militärische Belastung des Reiches im Osten.

Der Krieg der mechanisierten Roboter gegen Deutschland und gegen Europa ist auf seinen Höhepunkt getiegen.

Das deutsche Volk erfüllt mit seinen Achsenpartnern im wahren Sinne des Wortes eine europäische Mission, wenn es dieser unmittelbaren und ersten Lebensbedrohung mit den Waffen entgegentritt. Wir lassen uns nicht durch das Gesdrei des internationalen Judentums in aller Welt in der mutigen und aufrechten Fortführung des

gigantischen Kampfes gegen diese Weltpest beirren. Er kann und darf nur mit Sieg enden.

Im Osten tobt ein Krieg ohne Gnade. Der Führer hat ihn richtig charakterisiert, als er erklärte, es werden aus ihm nicht Sieger und Besiegte, sondern nur noch Ueberlebende und Vernichtete hervorgehen. Die Sowjetunion hat das bolschewistische Kriegspotential seit 26 Jahren in einem Umfang ausgeschöpft, der für uns gänzlich unvorstellbar war und deshalb von uns auch falsch eingeschätzt wurde. Das terroristische Judentum hat sich in Russland 200 Millionen Menschen dienstbar gemacht, dabei seine jüdischen Methoden und Praktiken mit der stumpfen Fähigkeit der russischen Klasse vermählt, die deshalb eine um so größere Gefahr für die europäischen Kulturvölker darstellt. Im Osten wird ein ganzes Volk zum Kampf gezwungen. Hier werden Männer, Frauen, ja Kinder nicht nur in die Rüstungsfabriken, sondern auch in den Krieg getrieben. 200 Millionen setzen uns hier unter dem Terror der GPU, telis befangen in einer teuflischen Anstehung, mit wilder Stumpfheit gegenüber. Die Massen von Panzern, die in diesem Winter unsere Front im Osten berennen, sind das Ergebnis eines 20jährigen sozialen Unglücks und Elends des bolschewistischen Volkes. Dagegen müssen wir mit entsprechenden Gegenmaßnahmen antreten, wenn wir nicht das Spiel als verloren aufgeben wollen.

Ich gebe meiner seltenen Ueberzeugung Ausdruck, daß wir die bolschewistische Gefahr auf die Dauer nur niederringen können, wenn wir ihr, wenn auch nicht mit gleichen, so doch mit gleichwertigen Methoden entgegenzutreten. Die deutsche Nation steht damit

vor der ernstesten Frage dieses Krieges,

nämlich der, die Entschlossenheit aufzubringen, alles einzusetzen, um alles, was sie besitzt, zu erhalten, und alles, was sie zum späteren Leben nötig hat, dazu zu gewinnen. Es geht also nicht mehr darum, heute einen hohen Lebensstand auf Kosten unserer Verteidigungskraft gegen den Osten aufrechtzuerhalten, es geht vielmehr darum, unsere Verteidigungskraft zu stärken auf Kosten eines nicht mehr zeitgemähen hohen Lebensstandes.

Wir sind entschlossen, unser Leben mit allen Mitteln zu verteidigen ohne Rücksicht darauf, ob die uns umgebende Welt die Notwendigkeit dieses Kampfes einseht oder nicht.

Der totale Krieg also ist das Gebot der Stunde.

Es muß jetzt zu Ende sein mit den bürgertlichen Zimmerlichtleuten, die auch in diesem Schicksalskampf nach dem Grundlaß verfahren wollen: Was mir den Pelz, aber mach mich nicht naß! Die Gefahr, vor der wir stehen, ist riesengroß. Riesengroß müssen deshalb auch die Anstrengungen sein, mit denen wir ihr entgegenzutreten. Es ist also jetzt

Täglich Verlust mehr als vier Schiffe

Rissalon, 19. Febr. In einer Untersuchung der Schiffsahrtstage, die Kapitän John D. Graze in einem von verschiedenen USA-Journalen abgedruckten Artikel des International News Service anstellt, kommt dieser Marinebeamte der genannten Korrespondenzbüro zu einem überraschenden Eingeländnis. „Für die ganze Welt rechnet die Marineleitung der Vereinigten Staaten mit einem täglichen Verlust von durchschnittlich etwas mehr als vier Handelschiffen, wobei die Zerstörungen durch U-Boote, Ueberwasserfahrzeuge, Flugzeuge und Minen zusammengeordnet werden.“ Nach der gleichen Quelle müßten im westlichen Atlantik infolge der Tätigkeit der deutschen U-Boote allein durchschnittlich täglich zwei Schiffe als verloren angenommen werden. Das U-Boot sei nach wie vor der größte Feind der verbündeten Handelschiffahrt. Seine Tätigkeit könne den Krieg für die Achsenmächte entscheiden. Die Meldungen Washingtons und Londons über Erfolge in der Abwehr gegen die deutschen U-Boote wären zu unklar gehalten, um großes Vertrauen erwecken zu können. Jedenfalls steige die Zahl der auf den Meeren operierenden U-Boote laufend weiter an, und im USA-Admiralstab werde jetzt geschätzt, daß dauernd mehr als 300 deutsche U-Boote an der Kampffront der Schlacht auf den Ozeanen ständen.

Massenflucht der Verber ins Atlas-Gebirge

Maitand, 19. Febr. Von Reisenden aus dem von Achsenruppen besetzten Gebieten Französisch-Nordafrikas erfährt der Spanien-Korrespondent des „Corriere della Sera“, daß eine wahre Massenflucht der Verber zum Atlas-Gebirge eingeleitet hat, um sich der Zwangsrekultivierung durch die Besatzungsmächte zu entziehen. Die Eingeborenen haben keine Lust, Nordamerikanern und Engländern als Kanonensutter zu dienen. Die bereits zum Militärdienst gezeichneten Eingeborenen desertieren massenhaft. Besonders in Französisch-Marokko hat diese Flucht großen Umfang angenommen. Wohamebanische Notabeln wurden beschworen, dagegen einzuwirken. Sie übernahmen jedoch keine beratliche Verpflichtung. Die Eingeborenenbevölkerung ist im übrigen äußerst erbittert wegen der vielen Bestrafungen arabischer Soldaten. Es kommt deswegen häufig zu blutigen Zwischenfällen. Klein in den letzten Tagen wurden in Marrakesch 21 erdolachte Nordamerikaner aufgefunden, darunter 9 Offiziere. Bis Mitte Januar wurden 226 Verwundete nach Gibraltar geschafft, die durch Dolch- und Messerstücke, teilweise auch durch Krummschäbel verletzt worden sind.

Frau Tschiang Kai-schek vor dem USA-Repräsentantenhaus

Tg. Stockholm, 19. Febr. Frau Tschiang Kai-schek, die auf Einladung Roosevelts nach Washington gekommen war, verlas vor dem Repräsentantenhaus eine Botschaft, die infoseren Bemerkenswert war, als sie eine offene Ablehnung der von Churchill und Roosevelt in Casablanca festgelegten Grundzüge der anglo-amerikanischen Kriegsführung darstellte. Sie wendet sich insbesondere entschieden gegen die Grundbeschlüsse dieser Strategie, zuerst alle Kraft gegen die Kriegsführung Deutschlands zu konzentrieren, den Kampf gegen Japan aber einer unbestimmten Zukunft vorzubehalten. Dieses Grundprogramm habe eine bedenkliche Schwäche, so meint Frau Tschiang Kai-schek, nämlich die, daß Japan über gewaltige und in seiner Weise zu unterschätzende Robstoffvorräte verfügt, und daß infolgedessen die Zeit nicht gegen Japan, sondern gegen die Anglo-Amerikaner in diesem Teil der Welt arbeite. Wenn man gegen Japan zu lange Zeit eine defensive Kriegsführung einhalte, dann laufe man Gefahr, die Gefahr unüberwindlich zu machen.

„Zuschätzchen“ für Eisenhowers Soldaten

bl. Rom, 19. Febr. Das amerikanische Kriegsdepartement hat offiziell bekanntgegeben, daß allen nordamerikanischen Soldaten in Nordafrika eine besondere „Zuschätzchen“ ausgeschrieben wird, um den Truppen die Möglichkeit zu geben, einheimische Produkte von der Bevölkerung einzutauschen. Diese Tatzche enthält Ketten, Spiegel, Parfüm, Gesdhenkartikel, Bonbons und anderen Krumsstrams. Die Amerikaner glauben annehmend, daß sie im Jahre 1943 die gleichen Methoden anwenden können, die ihre Vorväter vor 400 Jahren in Amerika benutzten, um mit den Eingeborenen ihre unfauberen Geschäfte zu machen und vergessen, daß der Magreb und seine Bevölkerung alle Errungenschaften der neuzeitlichen Zivilisation besitzen. Es ist ihnen annehmend nicht bekannt, daß die Bevölkerung in Algerien, in Marokko und in Tunefien Erben einer tausendjährigen Kultur sind, die wesentlich älter ist als die Americas.

Schneefall alle 10 Jahre

Istanbul, 19. Febr. In Jerusalem trat dieser Tage Schneefall ein. Es war das zweite Mal innerhalb der letzten 20 Jahre, daß es hier schneite.

Verlag und Druck: Badische Presse Grenzmaif-Druckerei und Verlag GmbH, Verlagsleiter: Arthur Feßh, Hauptverlagsleiter: Dr. Carl Gelpar, Spredner in Karlsruhe.

die Stunde gekommen, die Glace-Handschuhe auszuziehen und die Faust zu bandagieren. Es geht nicht mehr an, das reiche Kriegspotential nicht nur unseres eigenen Landes, sondern der uns zur Verfügung stehenden Teile Europas nur flüchtig und an der Oberfläche auszunutzen. Es muß ganz zur Ausbeutung gelangen, und zwar so schnell und so gründlich, als das organisierte und sachlich überhaupthaltbar ist. Hier wäre eine fällige Rückfrage vorzunehmen. Das deutsche Volk hat seine Aufgabe für diesen Kampf zur Verfügung gestellt. Der übrige Teil Europas sollte hierfür wenigstens seine Arbeit zur Verfügung stellen. Wer diesen Kampf im übrigen Europa heute noch nicht versteht, wird uns morgen auf den Knien danken, daß wir ihn müde und unbeirrt auf uns genommen haben.

Im ganzen deutschen Volk herrscht darüber nur eine Meinung. Jedermann weiß, daß dieser Krieg, wenn wir ihn verlieren, uns alle vernichten würde. Und darum ist das Volk mit seiner Führung entschlossen, um mehr als radikalsten Selbsttötung zu greifen. Die drei Millionen Arbeiter unseres Volkes machen der Regierung nicht den Vorwurf, daß sie zu risikofreudig, sondern höchstens daß sie zu risikofreudig vorgeht. Man frage danach, weshalb das deutsche Volk: man wird überall nur die eine Antwort erhalten:

Das Radikale ist heute eben radikal und das Totalitar ist heute eben total genug, um den Sieg zu erringen.

Ich kann feststellen, daß die Führung sich in ihren Maßnahmen in vollkommener Übereinkunft mit dem ganzen deutschen Volk in der Heimat und an der Front befindet. Das Volk will alle, auch die schwersten Belastungen, auf sich nehmen und ist bereit, jedes Opfer zu bringen, wenn damit dem großen Ziel des Sieges gedient wird.

Die Voraussetzung dazu ist aber selbstverständlich die, daß die Lasten gerecht verteilt werden. Es darf nicht gebildet werden, daß der weitaus größte Teil des Volkes die ganze Bürde des Krieges trägt, und ein kleiner passiver Teil sich an den Lasten und an der Verantwortung des Krieges vorbeizudrücken versucht. Die Maßnahmen, die wir getroffen haben und noch treffen müssen, werden deshalb von Geistes einer nationalsozialistischen Gesamtheit erfüllt sein. Wir nehmen keine Rücksicht auf Stand und Beruf. Arm und Reich und hoch und niedrig müssen in gleicher Weise beansprucht werden. Jedermann wird in dieser ersten Phase unserer Schicksalskämpfe zur Erfüllung seiner Pflicht der Nation gegenüber angehalten, wenn nötig gezwungen werden.

Die Heimat muß in ihrer Gesamtheit sauber und intakt bleiben

Nichts darf ihr kriegsgemäßes Bild trüben. Deshalb haben wir beispielsweise die Befreiung der Dörfer und Radikalfälle angeordnet. Ich kann nicht bestreiten, daß es heute noch Menschen gibt, die ihre Kriegspflicht nicht erfüllen. Ich muß deshalb hier in die Reihen der Kameraden herumschauen. Ich muß herausfinden, was die Ursache ist, daß diese Kameraden nicht alles tun, was sie tun können. Wir haben diese Kameraden getroffen, weil sie anfangen, uns lässig zu lassen, und das Bild des Krieges trüben. Wir verfolgen damit durchaus keine mildernden Ziele. Nach dem Kriege wollen wir jene wieder nach dem Grundgesetz verfahren: leben und leben lassen. Während des Krieges aber gilt der Grundsatz: kämpfen und kämpfen lassen!

Man wende hier nicht ein, die Aufrechterhaltung eines hohen Friedensstandes imponiere dem Ausland.

Dem Ausland imponiert nur ein deutscher Sieg! Wenn wir gesiegt haben, wird jedermann unser Freund sein wollen. Würden wir aber einmal unterliegen, so könnten wir unsere Freunde an den Fingern einer Hand abzählen. Wir haben deshalb mit diesen falschen Illusionen, die das Kriegsbild verwischen, Schluss gemacht. Wir werden die Menschen, die dort untätig in den letzten Geschäften herumhängen, ohne nützlichenden Tätigkeit in der öffentlichen Kriegswirtschaft zu leisten. Dieser Prozess ist eben im Gange und wird bis zum 15. März abgeschlossen sein. Er stellt natürlich eine riesige Umgestaltung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens dar.

In den öffentlichen Kaminen wird in Zukunft etwas schmerzlicher und unerbittlicher gehandelt werden. Es ergibt sich kein gutes Bild, wenn dort nach achtstündiger Arbeitszeit auf die Minute genau Schlupf gemacht wird. Nicht das Volk ist für die Kameraden, sondern die Kameraden sind für das Volk da. Man arbeite also so lange, bis die Arbeit erledigt ist. Es ist das Gebot des Krieges. Ist für eine längere Arbeitszeit nicht genügend Arbeit da, so gibt man sein, oder zwanzig, oder dreißig Prozent der Mitarbeiter an die kriegswichtige Wirtschaft ab und stellt damit wieder eine entsprechende Anzahl Männer für die Front frei. Das gilt für alle Dienststellen in der Heimat. Wiewohl wir gerade dadurch auch die Arbeit in den Kaminen etwas schlechter und etwas weniger schwerfälliger machen können. Wir müssen im Kriege lernen, nicht nur gründlich, sondern auch prompt zu arbeiten.

Auch althergebrachte, die mit dem Krieg überhaupt nichts zu tun haben, müssen die Industrie und Verwaltung abgestellt werden. Dieses was im Frieden schön und erntebereicher war, wirkt im Kriege nur lächerlich. Wenn beispielsweise gewisse Männer und Frauen sich wochenlang in den Kurorten herumwälzen, sich dort Getränke zutraffen und Schwelgereien betreiben und Arbeiterinnen, die nach einjährigem harten Einsatz auf Urlaub haben, den Platz wegnehmen, so ist das unerträglich und deshalb abgestellt worden. Der Krieg ist nicht die richtige Zeit für einen gewissen Amüsierpostel. Unsere Freunde sind bis zu ihrem Ende die Arbeit und der Kampf, darin finden wir unsere tiefe innere Zustimmung. Wer das nicht aus eigenem Willensgefühl befreit, der muß zu diesem Willensgefühl erzogen, wenn nötig, auch gezwungen werden. Hier hilft nur harte Durchgriffe.

Es macht z. B. auf das Volk keinen Eindruck, wenn wir mit einer Reichspropaganda die Parole ausgeben: 'Männer müssen rascher für den Sieg', das ganze Volk daraus die Forderung zieht und keine unnötigen Reisen antritt, dagegen arbeitseiserne Bergarbeiter und Bauarbeiter mehr Platz in der Eisenbahn bekommen. Die Eisenbahn dient heute kriegswichtigen Transporten und kriegswichtigen Geschäften. Urlaub hat nur der zu beantragen, der sonst in seiner Arbeits- oder Kampftätigkeit schwer gefährdet würde.

Der Führer hat seit Beginn des Krieges und lange vorher nicht einen Tag Urlaub gehabt. Wenn also der erste Mann im Staate seine Pflicht so ernst und so verantwortungsvoll ausfüllt, dann muß das für jeden Bürger und jede Bürgerin des Staates eine Norm, aber doch unüberhörbar Anforderung sein, sich auch daran zu halten.

Die Regierung tut andererseits alles, um dem arbeitenden Volk in dieser schweren Zeit die nötigen Entlastungsmaßnahmen zu schaffen. Theater, Kinobühnen, Musikfeste werden voll im Betrieb. Der Rundfunk wird bestrebt sein, sein Programm noch zu erweitern und zu veredeln. Wir haben durchaus nicht die Absicht, über unser Volk eine große Winterstimmung heraufzubeaufschäumen. Was dem Volke dient, was seine Kampfsucht und Arbeitskraft erhält, stärkt und vermehrt, das ist gut und kriegswichtig. Das Gegenteil ist abzuschaffen. Ich habe deshalb als Ausgleich gegen die eben geschilderten Maßnahmen angeordnet, daß die geistigen und feistlichen Erholungsstätten des Volkes nicht vermindert werden. Soweit sie unseren Kriegsanforderungen nicht schaden, sondern sie fördern, müssen sie auch von Seiten der Staats- und Volkswirtschaft eine entsprechende Förderung erfahren. Das gilt auch für den Sport. Der Sport ist heute keine Angelegenheit des Vergnügens, sondern eine Angelegenheit des ganzen Volkes. U. S. - Stellungen sind auf dem Sportbetrieb grundsätzlich abzuschaffen. Der Sport hat in die Kategorie der Sportkraft zu fallen, doch wohl in der Hauptsache zu dem Zweck, sie wenigstens in der schlimmsten Periode des Volkes zum Einsatz zu bringen.

Das alles will auch die Front. Das fordert mit stürmischer Zustimmung das ganze deutsche Volk. Es will jetzt nichts mehr hören von kriegswichtigen Betriebsämtern und ähnlichen Willkürereien, die Zeit und Aufwand erfordern. Es will nicht mehr hören von einem überhaupthaltbar umständlichen Personalwesen für jeden Mann. Es will sich nicht in tausend Kleinigkeiten verzetteln, die für den Frieden leicht wichtig waren, für den Krieg aber keine Bedeutung besitzen. Es will, was es zu tun und was es zu lassen hat.

Es will eine spartanische Lebensführung für alle.

für hoch und niedrig, Arm und Reich, so wie der Führer dem ganzen Volk ein Beispiel gibt, so muß das ganze Volk in allen seinen Schritten sich dieses Beispiel auch zum Vorbild nehmen. Wenn er nur Arbeit und Sorgen kennt, so wollen wir ihm Arbeit und Sorgen nicht allein überlassen, sondern den Teil, den wir ihm abnehmen können, auch auf uns nehmen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auch über einige praktische Maßnahmen des totalen Krieges,

die wir bereits getroffen haben, ein paar Worte verlieren. Das Problem, um das es sich handelt, heißt: Freimachung von Soldaten für die Front, Freimachung von Arbeitern und Arbeiterinnen für die Kriegswirtschaft. Es müssen im Rahmen dieser Aktion Hundert-

tausende von U. S. - Stellungen in der Heimat aufgehoben werden. Diese U. S. - Stellungen waren bisher notwendig, weil wir nicht genügend Mann- und Arbeitskräfte zur Verfügung hatten, die die durch Aufhebung der U. S. - Stellungen leer werdenden Plätze besetzen konnten. Es ist der Sinn der getroffenen und noch zu treffenden Maßnahmen, die dafür benötigten Arbeitskräfte zu mobilisieren. Darum ergeht unser Appell an die noch außerhalb der Kriegswirtschaft stehenden Männer und die bisher noch außerhalb des Arbeitsprozesses stehenden Frauen. Sie werden sich diesem Appell nicht verweigern wollen und auch nicht verweigern können.

Der totale und radikale Krieg ist auch der kürzeste.

Wir müssen im Osten wieder offen sein. Wir müssen dazu die nötigen Kräfte, die im Lande noch in reichem Maße vorhanden sind, mobilisieren und zwar nicht nur auf organisatorische, sondern auch auf improvisatorische Weise. Ein umständliches bürokratisches Verfahren führt hier nur langsam zum Ziel. Die Stunde aber drängt; alle ist ihr Gebot. Es ist also an der Zeit, den Sämlingen keine zu machen. Sie müssen aus ihrer benutzten Ruhe aufgestellt werden. Wir können nicht warten, bis sie von selbst zur Reife kommen und es dann vielleicht zu spät ist. Es muß wie ein Alarmruf durch das ganze Volk gehen: Mann- und Arbeitskräfte heute gegen die Leberanomalie von auszuheben Kriegslagen. Aber es muß natürlich auf jeden aufrechtstehen, wenn gewisse Leute immer wieder versuchen, sich an den Lasten überhaupt vorbeizudrücken. Die nationalsozialistische Staatsführung hat die moralische, aber auch staatspolitische Pflicht, solchen Ver suchen manhaft, wenn nötig mit drakonischen Strafen entgegenzutreten.

Wir sind auch gezwungen, eine Reihe von Maßnahmen zu treffen, die zwar für die Kriegführung an und für sich nicht von lebenswichtiger Bedeutung sind, die aber für die Aufrechterhaltung der Kriegsmoral in der Heimat und an der Front erforderlich erscheinen. Auch die Front des Krieges, d. h. das äußere Bild der Kriegführung, ist im letzten Kriegsjahre von auszuheben. Die Front hat angeht die übermenschlichen Opfer, die sie täglich zu bringen hat, ein elementares Anrecht darauf, daß auch nicht ein einziger in der Heimat das Recht für sich in Anspruch nimmt, am Kriege und seinen Widrigkeiten vorbeizulassen. Aber nicht nur die Front fordert das, sondern auch der weitaus überwiegende anständige Teil der Heimat. Die Reichsregierung ist sich dieses Anrechens bewusst, wenn sie jetzt und zwölf und manchmal vierzehn Stunden täglich arbeiten, sich direkt neben ihnen nicht die Hausfrauen rufen und gar noch die anderen für dumm und nicht raffiniert genug halten.

Die Arbeitspflicht für Frauen

ist sehr weitgehend gestärkt worden. Das heißt aber nicht, daß nur diejenigen, die im Gesetz genannt worden sind, arbeiten dürfen. Jeder ist und willkommen, und je mehr sich für den großen Umgestaltungsprozess in der inneren Wirtschaft zur Verfügung stellen, um so mehr Soldaten können wir für die Front freimachen.

Unsere Feinde behaupten, die deutschen Frauen seien nicht in der Lage, den Mann in der Kriegswirtschaft zu ersetzen. Das mag für bestimmte schwere körperliche Arbeiten unserer Kriegserziehung zutreffen. Darüber hinaus aber bin ich der Überzeugung, daß die deutsche Frau feistlich und in jeder Hinsicht voll auszubilden. Hunderttausende sind schon gekommen, Hunderttausende werden noch kommen. In kürzester Zeit helfen wir damit Armeen von Arbeitskräften freizumachen, die ihrerseits wieder Armeen von kämpfenden Frauen auslösen, wenn ich annehmen sollte, daß sie den hiermit an sie ergehenden Appell über- nehmen wollten. Sie werden sich nicht in engstirniger Weise an das Gesetz anklammern oder gar versuchen, durch ihre Weibchen zu entweichen. Im übrigen würden die wenigen, die solche Weibchen verfolgen, damit bei uns nicht landen. Versteckte Hilfe werden statt der augenblicklichen Arbeitskraft nicht als vollwertig angenommen. Auch eine etwaige Arbeitslosigkeit, die man sich beim Mann oder beim Schwager oder bei einem guten Bekannten verschafft, um sich unbeschäftigt wieder an der Arbeit vorzubereiten zu können, wird von uns nicht er- genden Gegenmaßnahmen beunruhigt werden. Es wäre auch angebracht, daß Frauen, die Dienstpersonal be-

schäftigen, jetzt schon diese Frage einer Überprüfung unterzögen. Man kann sehr wohl sich selbst dem Haushalt und den Kindern widmen und ihren Dienstmädchen oder der K. S. überantworten und sich selbst zur Arbeit melden. Allerdings ist dann das Leben nicht mehr so gemütlich wie im Frieden. Aber wir leben ja auch nicht im Frieden, sondern im Kriege. Gemütlich werden wir es uns wieder machen, wenn wir den Sieg in den Händen haben.

Man darf übrigens nicht den Fehler machen, alles, was jetzt nötig ist, auf die Regierung zu schieben. Die Regierung kann nur die großen Rahmengesetze schaffen. Den Rahmengesetzen Leben und Inhalt zu geben, ist Aufgabe des arbeitenden Volkes; und zwar soll das unter der bestmöglichen Führung der Partei geschehen. Schnelles Handeln ist hier erstes Gebot. Ueber die gesetzliche Verpflichtung hinaus also gilt jetzt die Parole: Freiwillige vor!

Es muß wie ein Strom der Bereitschaft durch das deutsche Volk gehen. Ich erwarte, daß sich nun ungezählte Frauen und vor allem Männer, die bisher noch keine kriegswichtige Arbeit taten, bei den Reichsstellen melden.

Wer sich schnell gibt, der gibt sich doppelt.

Daneben vollziehen sich großartige Zusammenlegungen in unserer allgemeinen Wirtschaft. Ich weiß, daß große Teile unseres Volkes noch schwere Opfer bringen müssen, ich habe Verständnis für diese Opfer, und die Volkswirtschaft ist bemüht, dies auf ein Mindestmaß zu beschränken. Aber ein gewisser Rest wird übrig bleiben, der getragen werden muß. Nach dem Kriege werden wir das, was wir heute aufbauen, größer und schöner denn je wieder neu aufbauen und der Staat wird dazu seine helfende Hand leihen.

Ich wende mich in diesem Zusammenhang eindringlich gegen die Behauptung, daß mit unseren Maßnahmen eine Stilllegung des Wirtschaftens über eine Wonnemonat unserer Wirtschaft bezweckt würde. Nach dem Kriege wird der Wirtschaft sofort wieder in größtem Umfange wirtschaftlich und sozial wiederhergestellt. Die angestrebten Maßnahmen sind ausschließlich Maßnahmen für die Kriegszwecke und Kriegsbedürfnisse.

Ich gebe meiner tiefen Überzeugung Ausdruck, daß das deutsche Volk durch den tragischen Schicksalsschlag von Stalingrad innerlich auf das tiefste geläutert worden ist. Es hat dem Krieg in sein hartes und erbornungsloses Antlitz hineingeschaut. Es weiß nun die grausame Wahrheit und ist entschlossen.

mit dem Führer durch dick und dünn zu gehen.

An unserer Seite stehen treue und zuverlässige Bundesgenossen. Das italienische Volk wird mit uns unter der Führung seines großen Duce unbeirrt den Weg zum Siege fortsetzen. Die faschistische Lehre hat es reif für alle großen Schicksalsschläge gemacht. In Ostafrika führt das tapfer japanische Volk der angelsächsischen Kriegsmacht Schlag über Schlag zu. Drei Welt- und Großmächte zusammen mit ihrem Verbündeten führen den Kampf gegen die plutokratische Hyäne und die bolschewistische Bestrafung.

Was kann uns geschehen, wenn wir uns den harten Proben dieses Krieges mit fester Entschlossenheit unterziehen!

An der Sicherheit unseres Sieges gibt es bei uns keinen Zweifel.

Während unsere Fronten im Osten ihre gigantischen Abwehrschlachten gegen den Ansturm der Steppe schlagen, rast der Krieg unserer U-Boote über die Weltmeere. Der feindliche Lohjäger erleidet Einbußen, die auch durch künstlich noch so hochgeschraubte Ersatz- und Neubauten bei weitem nicht wieder wettgemacht werden können. Im übrigen aber wird der Feind uns im Sommer wieder in aller Offenheit kampflos lernen! Das deutsche Volk ist entschlossen, dem Führer dazu unter Aufbietung aller seiner Energien die nötige Möglichkeit zu verschaffen.

In diesen Tagen hat sich die englische und amerikanische Presse ausgiebig mit der Haltung des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Krise befaßt. Die Engländer lernen das deutsche Volk nach ihren Angeberleiten bekanntlich viel besser als wir, seine eigene Führung. Sie geben uns scheinheilig Ratsschläge, was wir zu tun und zu lassen hätten, immer in der irrigen Ansicht, daß das deutsche Volk von heute gleiche dem deutschen Volk vom November 1918, das auf ihre Verführungskünste hereinfiel. Ich habe es nicht nötig, gegen diese Annahme den Gegenbeweis zu führen. Der Gegenbeweis wird vom kämpfenden und arbeitenden deutschen Volk jeden Tag aufs neue erbracht.

Ich möchte aber zur Steuer der Wahrheit an Euch, meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen, eine Reihe von Fragen richten, die Ihr mir nach bestem Wissen und Gewissen beantworten müßt.

Sehn Fragen an die deutsche Nation

Ihr also, meine Zuhörer, repräsentiert in diesem Augenblick die Nation. Und an Euch möchte ich zehn Fragen richten, die Ihr mir mit dem deutschen Volke vor der ganzen Welt, insbesondere aber vor unseren Feinden, die uns auch an ihrem Rundfunk zuhören, beantworten sollt:

Die Engländer behaupten, das deutsche Volk habe den Glauben an den Sieg verloren.

Ich frage Euch: Glaubt Ihr mit dem Führer und mit uns an den endgültigen totalen Sieg des deutschen Volkes?

Ich frage Euch: Seid Ihr entschlossen, dem Führer in der Er- kämpfung des Sieges durch dick und dünn und unter Aufnahme auch der schwersten persönlichen Belastungen zu folgen?

Zweitens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk ist des Kampfes müde.

Ich frage Euch: Seid Ihr bereit, mit dem Führer als Balaun der Heimat hinter der kämpfenden Wehrmacht diesen Kampf mit voller Entschlossenheit und unbeirrt durch alle Schicksalsfügungen fortzusetzen, bis der Sieg in unseren Händen ist?

Drittens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk habe keine Lust mehr, sich der überhandnehmenden Arbeitsarbeit, die die Regierung von ihm fordert zu unterziehen.

Ich frage Euch: Seid Ihr und ist das deutsche Volk entschlossen, wenn der Führer es befiehlt, zehn, zwölf, und wenn nötig 14 und 16 Stunden täglich zu arbeiten und das Letzte herzugeben für den Sieg?

Viertens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk wehrt sich gegen die totalen Kriegsmassnahmen der Regierung. Es will nicht den totalen Krieg, sondern die Kapitulation.

Ich frage Euch: Wollt Ihr den totalen Krieg? Wollt Ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können?

Fünftens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk hat sein Vertrauen zum Führer verloren.

Ich frage Euch: Ist Euer Vertrauen zum Führer heute größer, gläubiger und unerschütterlicher denn je? Ist Euer Bereitschaft, ihm auf allen seinen Wegen zu folgen und alles zu tun, was nötig ist, um den Krieg zum siegreichen Ende zu führen, eine absolute und uneingeschränkte?

Ich frage Euch als sechstes: Seid Ihr bereit, von nun an Eure ganze Kraft einzusetzen, und der Disziplin die Menschen und Waffen zur Verfügung zu stellen, die sie braucht, um dem Volksgemismus den tödlichen Schlag zu verjagen?

Ich frage Euch siebentens: Gelobt Ihr mit heiligem Eid der Front, daß die Heimat mit harter Moral hinter ihr steht und ihr alles geben wird, was sie nötig hat, um den Sieg zu erkämpfen?

Ich frage Euch achtens: Wollt Ihr, insbesondere ihr Frauen, daß die Regierung dafür sorgt, daß auch die deutsche Frau ihre ganze Kraft der Kriegführung zur Verfügung stellt und überall da, wo es nur möglich ist, einpringt, um Männer für die Front freizumachen und damit ihren Männern an der Front zu helfen?

Ich frage Euch neuntens: Bittet Ihr, wenn nötig, die radikalsten Maßnahmen gegen einen kleinen Kreis von Drüdebergern und Schiebern, die mitten im Kriege Frieden spielen und die Not des

Volkes zu eigenhändigen Zwecken auszunutzen wollen? Seid Ihr damit einverstanden, daß wer sich am Krieg vergeht, den Kopf verliert?

Ich frage Euch zehntens und zuletzt: Wollt Ihr, daß wir das nationalsozialistische Parteiprogramm es gebietet, gerade im Kriege gleiche Rechte und gleiche Pflichten vorherzusehen, daß die Heimat die schwersten Belastungen des Krieges solidarisch auf ihre Schultern nimmt und daß sie für hoch und niedrig und arm und reich in gleicher Weise verteilt werden?

Ich habe Euch gefragt, Ihr habt mir Eure Antwort gegeben. Ihr seid ein stilles Volk, durch Euren Mund hat sich damit die Stellungnahme des deutschen Volkes manifestiert. Ihr habt unseren Feinden das zugehört, was sie wissen wollten, damit sie sich keinen Illusionen und falschen Vorstellungen hingeben.

Somit sind wir, wie von der ersten Stunde unserer Macht an und durch all die zehn Jahre hindurch, fest und brüderlich mit dem deutschen Volk vereint. Der mächtigste Verbündete, den es auf dieser Welt gibt, das Volk selbst, steht hinter uns und ist entschlossen, mit dem Führer, koste es was es wolle, und unter Aufnahme auch der schwersten Opfer, den Sieg kämpfend zu erweitern. Welche Macht der Welt könnte uns jetzt noch hindern, alles das durchzusetzen und zu erfüllen, was wir uns als Ziel gesetzt haben. Jetzt wird und muß es uns gelingen!

Als dieser Krieg begann, haben wir unsere Augen einzig und allein auf die Nation gerichtet. Was ihr und ihrem Lebenskampf dient, das ist gut und muß erhalten und gefördert werden. Was ihr und ihrem Lebenskampf schadet, das ist schlecht und muß beseitigt und abgegrenzt werden. Mit heiligem Herz und kühnem Kopf wollen wir an die Bewältigung der großen Probleme dieses Zeitalters und dieses Krieges herantreten. Wir beschreiten damit den Weg zum endgültigen Sieg.

Er liegt begründet im Glauben an den Führer. So stelle ich denn an diesem Abend der ganzen Nation noch einmal ihre große Pflicht vor Augen. Der Führer erwartet von uns eine Leistung, die alles bisher dagewesene in den Schatten stellt. Wir wollen uns seiner Forderung nicht verweigern. Wie wir stolz auf ihn sind, so soll er stolz auf uns sein können.

In den großen Krisen und Erschütterungen des nationalen Lebens erst bewähren sich die wahren Männer, aber auch die wahren Frauen. Da hat man nicht mehr das Recht, vom schwachen Geschlecht zu sprechen, da beweisen beide Geschlechter die gleiche Kampfschlossenheit und Seelenstärke.

Die Nation ist zu allem bereit. Der Führer hat befohlen, wir werden ihm folgen. Wenn wir je treu und unverbrüchlich an den Sieg geglaubt haben, dann in dieser Stunde der nationalen Entschlossenheit und der inneren Aufrichtung. Wir sehen ihn greifbar nahe vor uns liegen, wir müssen nur zusehen. Wir müssen nur die Entschlossenheit aufbringen, alles andere seinem Dienst unterzuordnen. Das ist das Gebot der Stunde. Und darum lautet die Parole:

Nun, Volk, steht auf, Sturm brich los!

Die letzten Worte des Ministers gehen in nicht endemollenden fürmigen Beifallsstürmen unter.

119 Labour- und liberale Stimmen gegen Churchill

Sozialreaktion sprengt den Burgfrieden - Regierung bringt den Beveridgeplan zu Fall

Tg. Stockholm, 19. Febr. Die Weigerung der englischen Regierung, sich auf die Grundzüge des sog. Beveridge-Planes festzulegen, hat zu einer politischen Vertrauenskrise geführt. Aus einer Stellungnahme des Schatzkanzlers Kingsley Wood ging hervor, daß die Regierung sich weigerte, eine sofortige Sozialgesetzgebung ins Auge zu fassen und sich hinter die Ausflucht verschänkte, daß zuerst eine Überprüfung der finanziellen Lage Englands nach Abschluß des Krieges notwendig wäre, bevor nennenswerte Schritte zur Erfüllung der im Beveridge-Plan vorgesehenen Sozialreformen unternommen werden könnten. Damit ist, praktisch genommen, der Beveridge-Plan auf unbestimmte Zeit begraben, und alles, was man im In- und Ausland in bedrängteren Zeiten zur Vorbiegung eines sich „freiwillig revolutionierenden“ England aufgeführt hat, in Rauch und Qualm aufgegangen. Hatte schon die Rede des Lordkanzlers Anderson eine äußerst scharfe Reaktion im Lager der Linken ausgelöst, so hat die ungeschickte Art, mit der der Schatzkanzler das wahre Täuschungsmanöver der Regierung enthüllte, einen regelrechten Oppositionssturm ausgelöst. Die drei Labourminister haben alles getan, um die Parlamentsfraktion der Labour Party zu einem Kompromiß zu bewegen unter Hinweis auf die ernsten Folgen, die eine Sprengung des Partei-Burgfriedens in diesem Augenblick haben müßte. Trotzdem ist eine Mißtrauensentscheidung von der Labour Party angenommen und im Unterhaus eingebracht worden. Die Entschließung drückt der Regierung „tiefes Mißvergnügen“ aus und verlangt, die Regierung möge ihre Stellungnahme „überprüfen“ und so rasch als möglich den Beveridge-Plan in Aktion zu setzen. Hier nun sollte Churchill persönlich eingreifen. Von der „Times“

bis zur äußersten Linken haben die Blätter erklärt, daß nur mehr dieses Eingreifen Churchills die kritische Situation retten könne. Churchill aber hat mehr als allen Grund, einer Festlegung für eine Politik sich zu entziehen, die die Privilegien der großkapitalistischen Organisationen des Landes und ihre Aktienmajorität in Händen der Konservativen gefährden könnte. Deshalb hatte er sich zu Bett gelegt.

An seiner Stelle übernahm Innenminister Morrison (Labour Party) die heikle Aufgabe, die Debatte zu schließen. In seiner Doppelrolle als Mitglied der Regierung und als führendes Mitglied der Labour Party versuchte Morrison den entstandenen Mißstimmung überbrücken. Das Paradoxe seiner Stellungnahme wurde besonders dadurch unterstrichen, daß Greenwood, sein ehemaliger Kabinettskollege und Führer der Parlamentsfraktion der Labour Party, sich dem Mißtrauensantrag der Labour Party gegen die Regierung angeschlossen hatte. Morrison beklagte seine eigene Partei und die mit ihr in Opposition getretenen Liberalen, ihre Verärgerung nicht auf die Spitze zu treiben und sich als Realisten zu zeigen. Eine Aufrechterhaltung der Mißtrauensentscheidung der Labour Party müßte, so erklärte Morrison, die Regierung und ihre Mehrheit in eine ernste Situation bringen. Es ist Morrison nicht gelungen, die Labour Party zum Zurückziehen ihres Mißtrauensantrages zu überreden. Eine Abstimmung, die ursprünglich gar nicht vorgesehen war, konnte deshalb nicht mehr vermieden werden. Sie brachte mit 335 gegen 119 Stimmen einen der größten Stimmenverluste, den die Regierung Churchill seit ihrem Bestehen erleiden mußte. Ob dieses Abstimmungsergebnis Folgen für die Position der Labour-Minister im Kabinett haben wird, kann im Augenblick noch nicht gesagt werden.

Einschränkung des Gas- und Stromverbrauchs um 10-30 %

Der Generalinspektor für Wasser und Energie und Reichsminister für Bewässerung und Munition, Reichsminister Speer, hat in einem Rundschreiben vom 18. Februar 1943 an die Landesverwaltungsämter angeordnet, daß Gasabgaben mit mehr als 10 Kilogramm nunmehr nur noch 80% derjenigen Strommenge verbrauchen dürfen, die sie im gleichen Zeitraum des Vorjahres entnommen haben. Die in dem gleichen Zeitraum infolge Verringerung der Personenzahl oder anderer besonderer Umstände ebenfalls wie bisherige freiwillige Gasabgaben Verbrauchsbeschränkungen wurden. Beschränkungen gegen die Anordnung werden durch die Landesverwaltungsämter nach der Verbrauchsregelungsfrist vorübergehend gehandelt werden.

Von den übrigen Haushaltungen und beim Gasverbrauch wird erwartet, daß 10% gegenüber dem Vorjahresverbrauch eingespart werden. Die Ueberwachung der Anordnung geschieht durch einen von dem Generalinspektor für Wasser und Energie ernannten Sonderbeauftragten, der die Einhaltung der Bestimmungen überwachen wird. Dieser Sonderbeauftragte wird die Haushaltungen, die die Beschränkungen nicht durch besondere Umstände zu rechtfertigen ist. Bei der Feststellung eines offensichtlichen Verstoßes wird eine Verwarnung oder bei großen Verstößen eine Bestrafung ausgesprochen; in besonders schweren Fällen wird der Name des Schuldigen öffentlich bekanntgegeben.

Der Sonderbeauftragte hat die Aufgabe, die Energie-Einsparung bei Behörden und Dienststellen der Partei und der Wehrmacht zu überwachen, die eine mindestens 30prozentige Einsparung an Strom gegenüber dem Vorjahre durchzuführen müssen. Auf Schulen und private Gewerbetreibenden finden die Bestimmungen über die Beschränkungen ergangenen Größtes Anwendung. Die Reichsstelle für die Elektrizitätswirtschaft (Reichsenergieamt) wird außerdem im Zusammenhange mit dem Sonderbeauftragten für die Energie-Einsparung auch besondere Anordnungen über die Einschränkung des Stromverbrauches an öffentlichen Einrichtungen erlassen.

Diese Erfolge werden jeden veranlassen, erneut sorgfältig seinen Konsum daraufhin durchzuprüfen, wo er noch weitere Einsparungen an Gas und Strom vornehmen kann. Noch krasser als bisher müssen alle Umstände beachtet werden, noch sorgfältiger muß darauf geachtet werden, keine unnötigen Gas- und Stromverluste zu verursachen.

Das deutsche Volk wird aufgefordert, sich dieser Einschränkung anzunehmen, um seinen kampfenden Soldaten an der Front mehr und bessere Waffen liefern zu können, um damit seinen Beitrag zu leisten zum Sieg.

Sicherung der Mieten bei geschlossenen Geschäften

Die die Ladengeschäfte betreffende Erklärung, wird zur Sicherung der Mieten bei geschlossenen Einzelhandelsbetrieben und daselbst tritt auch für Handwerksbetriebe in Leben zu. Eine Mietbehörden nach dem Gesetz vom 8. 1. 1943 gewährt werden, wonach vom Tage der Antragstellung an 80 Prozent der vertraglichen Miete oder Pacht als monatliche Miete gezahlt werden können. Wegen der reichlichen 20 Prozent, die zur Zeit durch Zahlungsunfähigkeit des Vermieters nicht gezahlt werden können, dürfte in nächster Zeit eine weitere Reduktion erfolgen, so daß also das Vertragsverhältnis, falls Mieter und Vermieter sich nicht freiwillig über die reichlichen 20 Prozent einigen können, nicht mehr nötig wäre. Ein solcher Fall dürfte bei der Geschäftskriegsberatung aufzufallen. Die Mietkosten der Wohnung fallen selbstverständlich nicht unter die Mietbehörden, sondern lediglich die für das Geschäftszweck, so daß für den Regelleist der durch den Gesetz vom 8. 1. 1943 nicht gedeckter Anteil von 20 Prozent nicht sehr hoch sein wird.

Will Churchill den Tod Gandhis?

Erste Verschlechterung im Befinden des Indien-Führers - England bereitet Terror vor

Bangalore, 19. Febr. In der ärztlichen Verlautbarung über Gandhis Gesundheitszustand am Donnerstag heißt es: „Obwohl Gandhis insgesamt neun Stunden geschlafen hat, ist er nicht erfrischt. Es liegen weitere Anzeichen einer fortschreitenden Kränkung vor; die Herzaktivität ist schwächer. Die Befürchtungen bezüglich seines Zustandes nehmen zu.“

Nach Berichten aus Puna ist Gandhi am Donnerstag durch das Herzleiden nochmals gründlich untersucht worden. Während des ganzen Tages sprach er nicht und zeigte auch kein Interesse mehr für Besucher.

Der von den Engländern ebenfalls in Haft gehaltene Sohn Gandhis, Debadas Gandhi, hat bei der Regierung in Bombay um die Erlaubnis nachgehakt, seinen Vater besuchen zu dürfen.

Die politische Situation in Indien hat sich unter dem Eindruck dieser Entwicklung weiter verschärft. Da die Forderung der indischen Nationalisten, Gandhi sofort zu befreien, vom Vizekönig abgelehnt wurde, haben drei indische Mitglieder des vom Vizekönig gebildeten Volksgesandtschaften ihr Amt niedergelegt. Die Tatsache, daß der Vizekönig diese Demission angenommen hat, wird in Neu-Delhi als Beweis dafür angesehen, daß die britische Regierung hart auf hart stehen will und, gleichgültig wie sich das persönliche Schicksal Gandhis entwickeln sollte, nicht geneigt ist, irgendwelchem Druck nachzugeben. Daß die englische Regierung bewusst auf Gandhis Tod als Folge seines gegenwärtigen Zustandes spekuliert, geht aus Informationen hervor, die in Saigon vorliegen. Danach hat Gandhi für die britische Regierung den Wert als Unterhändler und Vermittler im früheren Ausmaß verloren, zumal Gandhi angesichts früherer Erfahrungen mit englischen Versprechungen auf seinen Forderungen hinsichtlich der bedingungslosen Unabhängigkeit Indiens jetzt Kompromißlos besteht. Die britischen Behörden scheinen es als „vorteilhafteste Lösung“ zu betrachten, wenn Gandhi stirbt und damit Indien dieser nationalen Persönlichkeit beraubt würde. Churchill lehnt keine nationalen Persönlichkeiten herab. Er sei entschlossen, sich durch Gandhis Taten nicht beeinflussen zu lassen. Man sei sich in England zwar der tiefen Erregung, die in Indien durch Gandhis Taten ausgelöst wurde, bewusst und rechne auch mit weitverbreiteten Unruhen im Falle seines Todes, doch sei die britische Regierung über-

zeugt, eine indische Erhebung könnte angesichts der Waffenlosigkeit der indischen Bevölkerung nur von kurzer Dauer sein. Die Wächtermittel Englands in Indien seien ausreißend, um sie notfalls im Blute zu erlösen. Solange die indische Freiheitsbewegung nicht auf bewaffnete Unterstützung von außen rechnen könne, sähten sich die Engländer stark genug, um es auf Gandhis Tod ankommen zu lassen.

Japans Zentralarmee stößt gegen China vor

36 Schujunglingdivisionen stehen auf dem Spiel - USA-Basen für Luftkrieg werden zerstört

Tg. Stockholm, 19. Febr. In China hat die japanische Zentralarmee am 13. Februar weitreichende Unternehmungen eingeleitet, um die Provinz Hunan von Feindkräften zu säubern, in der 36 Divisionen Tschinglingstypus zusammengezogen sind. Diese Offensivoperationen haben auch insofern noch besondere Bedeutung, da in diesen Gebieten zur Zeit amerikanische Luftbasen für die Angriffspläne errichtet werden, allerdings nicht in dem groben Stil, wie die Flugplätze von Yu Schian, die vor wenigen Monaten von den Japanern zerstört wurden, sondern verteilte und provisorisch gebaute, um eine Art von Kleintrieb zu ermöglichen, so daß schnelle Erfolge der Japaner nicht zu erwarten sind. Zwecklos wird es ihnen aber gelingen, diesen großen Raum unter ihre Kontrolle zu bringen, so daß weitere starke Kontingente der Truppen Tschinglingstypus sich dem nationalen China zur Verfügung stellen werden. Wangtschingwei hat das vor kurzem erklärt: „70 bis 90 Prozent unserer Truppen sind dort jetzt ehemalige Tschingling-Soldaten. Je nach dem Begebenheiten schlagen sie sich in unser Lager und diese Entwicklung nimmt ständig zu.“ Dieser Abfall großer Truppenverbände von Tschinglingstypus ist vor allem auch auf das Ausbleiben der Kriegslieferungen der USA zurückzuführen. Die Amerikaner haben zugegeben, daß nur ein Prozent der Lieferungen nach dem Nacht- und Tagflug nach Südschina ausgeführt werde und zwar ausschließlich auf dem Luftwege, da die Landwege von den Japanern gesperrt sind. Die „New York Times“ bestätigt, daß es unmöglich sei, Waffen

in großer Menge nach China zu schaffen, solange Japan die Burmastraße kontrolliert. „Obwohl Amerika überzeugt ist“, so schreibt das US-Blatt, „daß China die beste Ausgangsstellung für einen Angriff gegen Japan darstellt, so kam man doch nicht von irgendwelcher Bedeutung unternehmen, wenn nicht ein wichtiger Landweg zum Herzen des asiatischen Kontinents geöffnet wird.“

Frau Tschiangkaiſchek in Washington

Stockholm, 19. Febr. Frau Tschiangkaiſchek ist am Mittwoch in Washington eingetroffen. Sie wurde von Roosevelt und seiner Frau empfangen. Die aus Kreisen des Weißen Hauses verlautet, will Frau Tschiangkaiſchek im Repräsentantenhaus sprechen.

Steinzeitmenschen am grünen Tisch von Washington

Washington, 19. Febr. Ueber sentimentale und wirklichkeitsfremde nordamerikanische Nachkriegsvorschläge macht sich die Zeitschrift „The New Yorker“ lustig, die ein Interview mit dem bekannten nordamerikanischen Ren-Guinea-Kenner Dr. Mead wiedergibt, worin es heißt, Dr. Mead sei zur Zeit für die Regierung tätig und gerade jedesmal in größte Erregung, wenn Enthufsten in Washington ankündigen, daß natürlich auch Ren-Guinea eingeladen werde, einen Platz unter den „Freien Nationen“ einzunehmen. „Es handelt sich um Menschen, die direkt von der Steinzeit in die moderne Zeit gesteckt worden sind, die weder Metallwerkzeuge, Flugplatz oder eine Schrift kennen, und denen Radio, Taschenlampe oder Feuerwaffe überhaupt nicht sagt.“

Der Fischer und die Fremde

Von Olaf Hinz

In dichten Fäden strömte der Regen, und der Sturm, der aufgetrieben war, fuhr heulend um die Häuser im Dorfe und segte die letzten Blätter, die er von den dunklen Ästen der Bäume gerissen hatte, wirbelnd vor sich her. Er trieb den Regen gegen die Fenster und rüttelte laut an den Türen. Wehend neigten sich die Bäume und hielten die leeren Zweige zum Himmel.

Der Fischer Dhlsen schloß die dicken Fensterschladen. Seine Hütte lag weit ab von den anderen Häusern. Sie stand allein auf einer kleinen Anhöhe, vor der man den Fluß sah.

In der Stube zündete Dhlsen die Lampe an, die von der Decke hing und nun ihren gelben Schein auf den Tisch legte. Der Regen prasselte gegen die Wände, und der Sturm war laut.

Dhlsen betrachtete seine Arbeit. In den Händen hielt er ein winziges Fahrzeug, einen Schoner darstellend, das er an vielen Abenden aus Holz geschnitten hatte. Nun war das Schiff gleich fertig, noch zwei bis drei Abende, dann war es geschafft. Ein Kunstwert war es wohl nicht, aber es war ein hübsches Schiff, mit allem was dazu gehörte. Dhlsen drehte es hin und her und sah zufrieden auf sein Werk. Schenken konnte er es niemanden, denn er war allein.

Vom Wandbrett nahm Dhlsen ein kleines Heft, holte Tinte und Feder und legte sich hin und schrieb. Langsam und nachdenklich malte er die Buchstaben hin, er hatte viel Zeit, der Abend war lang. Manchmal, wenn der Sturm heftig an der Tür rief, hob er den Kopf. Aber auf einmal war es, als höre er ein Rufen. Er schaute und wartete. Da klopfte es gegen die Tür, laut und dringlich. Dhlsen stand auf und öffnete die Haustür. Vor ihm stand eine Frau und bat um kurze Unterkunft. Er führte die Frau in die Stube, da lag er, daß sie sehr jung war und zierlich wie ein Mädchen. Ihre Kleider waren naß und klebten am Körper. Auch die blonden Haare hingen am Kopf herunter.

Die Frau sah Dhlsen an und bat, er möge ihr Raft gönnen, bis der ärgste Regen vorüber wäre. Dhlsen nickte und führte sie zum Stuhl. Ihr Gesicht war naß und sie zitterte. Da holte er einen Mantel und legte ihn um die kleine Gestalt. Dann ging er in den Nebenraum, in dem ein Herd stand, und bereitete ein heißes Getränk. Das trug er ihr hin und bat, sie möge es trinken. Mit beiden Händen führte sie das Glas zum Munde und trank in kleinen Schlucken. Dhlsen setzte sich wieder auf seinen Platz und sah auf die Frau.

Der spärliche Lampenschein ließ sie fast im Schatten versinken, nur ihre schmalen Hände, die das Glas hielten, und etwas von dem blonden Haar leuchteten aus dem Dämmer hervor. Als sie einmal zu ihm hinsah, senkte Dhlsen unbedarft den Blick auf die Tischplatte, aber er fand, daß die Frau schön war. Er nahm wieder die Feder, aber mit dem Schreiben wollte es nicht werden. In ihm war es unruhig geworden und auch der kleine Raum war angefüllt von seltsamen Dingen, die ihm fremd waren und die ihn störten.

Er hörte die Atemzüge der fremden Frau. Er fühlte, daß er wohl etwas sagen mußte, aber er wußte nicht, wie er die Worte finden sollte. Da vernahm er ihre Stimme, leise, als tauche sie aus einer dunklen Tiefe auf. Sie sagte, daß sie für ein paar Ferientage in dem Dorf, im „Linden“ wohne. Heute, am Spätnachmittag, hätte sie, verlockt durch den Sonnenschein, einen langen Spazierweg unternommen. Auf einmal wäre das Unwetter losgebrochen und sie hätte sich, auf halbem Rückweg, in sein Häuschen geflüchtet, das sie von weitem erpößt hätte.

Dhlsen hörte jedem Laut dieser Stimme nach. Auch als sie nun still war, lauschte er noch, und er fühlte ihren Blick auf sich gerichtet. Schließlich sagte er, sich räuspert, aber an ihrer Gestalt vorbeisehend: „Mit dem Unwetter geht es rasch um diese Zeit.“

Er wollte noch mehr sagen, aber er brach plötzlich ab, denn er ersah vor seiner lauten Stimme.

Verlegen stand er auf und bereitete ihr noch einen Obeg. Als er von der Küche zurückkehrte, sah er, wie sie das kleine Schiff in den Händen hielt. Sie fragte ihn, ob er das Kunstwerk geschaffen hätte. Er meinte, es wäre mehr eine Spielerei, die er in den langen Abendstunden verfertigt. Uebrigens sei die Arbeit noch nicht beendet. Sie fand das Schiffchen schön und lobte ihn.

Nun wußte Dhlsen wieder nichts zu sagen. Es blieb eine Weile still. Nur der Wind draußen heulte und klagte, als wäre er ein Tier, das Einlaß wollte für die Nacht.

Dann wieder lang ihre Stimme auf. Sie fragte, was er in das dicke Heft zu schreiben hätte, ob er wohl Gedichte mache? Nein, Gedichte mache er nicht, sagte der Fischer, er schreibe nur jenseits nieder, was sich am Tage ereignet habe. Das habe er so vom Vater übernommen. Viel gäbe es für ihn wohl nicht zu berichten, sagte sie. Hier sei es doch still und einsam den Tag über. Oder ob er schon große Erlebnisse in jenes Buch geschrieben?

So kam Frage um Frage von ihr, und seltsam — Dhlsen sprach nun von Dingen zu dieser Frau, die bisher sorgsam in ihm verborgen waren. Er erzählte von dem Vater, der beim Fischfang ertrunken, und von Dre, dem Bruder, der, noch ein Knabe, beim Spiel auf dem Eise in dem dunklen Fluß verunken war. Die Frau war still geworden. Fast schien es Dhlsen, als wäre sie eingeschlossen, denn sie hatte die Augen geschlossen. Aber dann sagte sie auf einmal, wie in Gedanken: „Und war nie jemand da, der Ihnen gut war?“

Da blieb Dhlsen still. Denn von der Klara wollte er nicht sprechen zu dieser Frau, die so schön war und aus einer ganz anderen Welt kam. Sie fragte nach seinem Namen. Und er sagte, daß er Jan hieße, wie der Vater.

„Jan“, sagte sie vor sich hin, „ein guter und schöner Name.“ Und noch einmal sagte sie, wie vor dem, „Jan“.

Nun, Dhlsen fand, daß an dem Namen gar nichts besonderes sei. So wurden viele gerufen in dieser Gegend. Wie sie denn hieße, wollte er nun wissen. „Angelita“, sagte sie und sah lächelnd zu ihm hin. Ob ihm der Name gefalle?

Solch einen seltsamen Namen hatte Dhlsen noch nie gehört. Aber wunderbar sei er, wie ein lauer Abend in einem fremden Land, wo unbekannte Bäume sind und weite Felder.

Noch manches sprach sie, aber dann war es, als hätte der Sturm nachgelassen. Dhlsen trat vor die Tür. Es war ganz ruhig, nur ein schwacher Wind war noch, aber der Morgen begann schon zu dämmern. — Da war die Nacht vorbeigegangen, ohne daß sie es bemerkt hatten. Als er in die Stube zurückwollte, stand die Frau schon bei ihm. Den Mantel hatte sie zurückgelassen.

Sie müsse nun eiligt zum Gashof, sagte sie. Sie dankte Dhlsen und reichte ihm die Hand.

Aber da sah sie, daß der tiefe Boden noch naß war; große, weite Pfützen blinkten.

Dhlsen blickte auf die dünnen Schuhe der Frau. Er fragte, ob sie nicht noch warten wolle, aber sie schüttelte heftig den Kopf. Da hob Dhlsen die kleine Gestalt hoch, trug sie auf den Armen über den schmutzigen Weg.

Sie hatte ihre Hände um seinen Hals gelegt und er fühlte ihr Haar an seinem Gesicht. Auf dem breiten Fahrweg leste er sie nieder. Noch einmal gab sie ihm die Hand, dann lief sie davon. Nach einigen Schritten sah sie sich um und winkte ihm, der stehen geblieben war, lächelnd zu.

Jan Dhlsen stand, bis sie nicht mehr zu sehen war, dann kehrte er um. Den nächsten Tag war eine Unrast in Jan, die ihm fremd war, aber die ihn immer mehr erfüllte. Am Abend, als er am Tisch saß und an seinem Schiffchen schnitt, fanden seine Gedanken von der seltsamen Frau, die Angelita hieß, nicht mehr fort. Er schalt sich einseitig, doch er hörte immerfort aus der Stille ihre kleine Stimme, wie sie sagte: „Jan... ein guter und schöner Name.“ Wirklich, in ihrer Sprache klang der bunte Name schön. Und er sah das leise Lächeln in ihrem Gesicht, als sie jenen wunderbaren Namen nannte, den er noch nie gehört, und den er seitdem nicht vergessen konnte.

Er holte das Heft und die Tinte, aber er schrieb nicht. Er sah und schaute in die Dämmerung.

Am Morgen flog die Sonne klar hinter dem Wald heraus. Es war Sonntag und vom Dorf klang die Kirchenglocke durch den großen, stillen Tag.

Ein wenig martete Jan Dhlsen noch vor seiner Hütte, dann ging er langsam den kleinen Gassen zu.

In der Gasse, dem „Linden“ war es leer. Die alte Britta sah schlafträchtig hinter dem Schanztisch. Jan ließ sich an einem Eckisch nieder und blickte zum Fenster auf die ruhige Straße hinaus.

Nach einer Weile fragte er die Waga nach dem Fräulein, das hier wohnen solle. Erst nachdem Jan der Alten die Frau beschrieb, die er meinte, begriff sie, Ja, das Fräulein, eine Fremde hieße hier gewohnt, brummelte sie, aber seit heute in der Frühe sei sie fort, abgereist.

Jan Dhlsen sah die Alte an, als könnte sie noch etwas sagen, aber sie schwieg. Da ging er aus der Tür.

Er schritt einen anderen Weg als vordem. Er ging an den Häusern vorbei, über die Feder und am Fluß entlang, der träge dahinfließ. Er sahte in die Tasche seiner dunklen Tasche und holte das Schiffchen hervor.

Welt hinten lag die Hütte. Langsam schritt er ihr zu.

Der Tod des Themistokles / Ein deutscher Forscher berichtigt Thukydides Selbstmord durch vergiftetes Stierblut

Der Schöpfer der athenischen Seemacht und Sieger von Salamis steht als eine der bedeutendsten Gestalten des alten Griechenlands vor der Nachwelt, aber das Bild seines Charakters ist nicht ungetrübt; mag man listig und Ehrgeiz, die stark darin hervortreten, damit entschuldigen, daß sie schließlich doch seinen großen Zielen zugute kamen, so ist doch selbst seine Glanzzeit vom Verdacht eines zweideutigen Einverständnisses mit dem Feind verunkelt, und auch der Untergang seines Volkes vermag es nicht völlig zu rechtfertigen, daß Themistokles, von jenem Feind beschützt und geehrt, seine Tage endete. Nur der Tod hat ihn schließlich davor bewahrt, die feindlichen Waffen gegen sein Vaterland führen zu müssen. Nach Thukydides war es eine Krankheit, also im Grunde ein Zufall, der ihm diese letzte, schmachvolle Folge seines Ueberläufertums erpart hat, die spätere Ueberlieferung aber wirft ein verführendes Licht auf sein Ende, indem sie ihn durch frei gewählten Tod jener furchtbaren Verpfändung entseht, zumal die später allgemein verbreiteten Berichte vom Selbstmord des Themistokles schon dadurch den Verdacht romantischer Ausschmückung erregen, daß sie den Tod einem Trank von frischem Stierblut zuschreiben. Gerade dieses Moment spricht, wie der Bonner Philologe Prof. Hermann Fährner im „Rheinischen Museum für Philologie“ zeigt, für die

Wahrheit der Tradition. Frisches Rinderblut ist zwar kein Gift, wird es doch heute noch zuweilen in Schlachthäusern als Volksmittel gegen „Auszehrung“ genossen, aber es wurde im Altertum zur Vollbringung von Gottesurteilen und künftigen Hinrichtungen benutzt, indem die Priester ihm Gift beimischten. Der historisch bekannte Fall ist der von Herodot berichtete Tod des Pharao Kammerich III., der nach der Schlacht von Pelusium auf Befehl des siegreichen Perserkönigs Kambyses Stierblut trinken mußte. Diese Vergiftung, eine ausgeprochen veraltete Todesart, ist aus dem Kult des Mithras, des stierötenden Gottes der Arier, wohl bekannt, die Symptome der Vergiftung, die von dem Arzt und Priester Mithras geschildert werden, deuten auf Blausäure. Blausäure aber war aus bitteren Mandeln und aus den Kernen der Pfirsiche, die ja von den Persern ihren Namen hat, leicht zu gewinnen. Themistokles tötete sich also auf eine Art, die den Persern so eigentümlich war wie der Schierlingsbecher den Athenern; sein Tod war ein Tempelsturz. Wie der Philologe Ernst Bickel im Anschluß bemerkt, hat eben die kritische Sichtung, auf der die bahnbrechende Bedeutung des Thukydides als des ersten objektiven Historikers vor allem beruht, ihn in diesem Fall irreführt; da ihm als aufklärerischem Sophisten die Anglizität des Stierblutes bekannt war, mißtraute er der Ueberlieferung vom Selbstmord des Themistokles überhaupt und veranlaßte so die Tragik seines Endes.

Meine kleine Zimmerfreundin

Ja, sie gehört schon fast zur Familie, unsere gute dicke Stubenfliege! Zuerst, so im Herbst, hat sie wohl in uns allen das Jagdfieber erweckt, wir wollten sie absolut umbringen, aber es gelang uns nicht! — Sie jagte uns über Tische und Bänke, entlockte Flüche, die uns heute peinlich sind und nun? ... Gehört sie beinahe zur Gemütlichkeit! — Ja, sie genießt Rechte, deren wir uns nicht alle rühmen können, denn es gelang ihr sogar, dem Vater ungestraft auf der Nase herumzutanzten, etwas das uns allen nicht glücken würde! Eigentlich war sie schon immer da — die Stubenfliege. — Schon zu Großmutterns Zeiten summte sie am Ofen, dort, wo es am wärmsten war und wo es in der Dämmerstunde die Menschen hinzog! Sie summte um die Bratpfanne in der Küche, um Großmutterns warmen Kaffeetopf und sie kommt wieder, seit die Dämmerung mit der Verbunkelung wieder bei uns eingezogen ist! Ja, sie wurde, als wir noch Kinder waren, oft ein kleines Ungeheuer mit glühenden Augen und schrecklichen Fähen, wenn wir sie beim Erzählen der lieben alten Mäthen halb im Traum um den Ofen summend hörten ...

Seit es aber dem Frühling entgegengeht, kennen wir sie gar nicht wieder, unsere Stubenfliege. Beim ersten Sonnenstrahl kommt sie aus ihrem Versteck und burret mit dem Kopf gegen die Scheibe oder — sollte sie etwa auch mit dem Kopf durch die Wand wollen? — Sie will hinaus in den Frühling und summt und burret gegen das Fenster — nicht ahnend, daß zwischen ihr und dieser Welt des Frühling eine dicke Glascheibe sitzt und Wache hält ... Und so findet sie sich in ihr Schicksal, freut sich auch in der Stube über die Sonne und — jetzt untergehen wir uns hoffentlich von unsrer Freundin — ihr Horizont geht nicht mehr weiter als bis zur Fensterhebe, der Horizont unserer guten dicken Stubenfliege ... L.P.

Mannheimer Musikfest

In einem Briefe, den Wieland an den Darmstädter Dichtere Freund Johann Heinrich Wenz richtete, steht der lapidare Satz: „Nach Mannheim muß ich, denn ich will und muß einmal in meinem Leben mich recht an Musik erfrischen, und wann und wo werde ich jemals dazu bessere Gelegenheit finden?“ — Dieses Kompliment für Mannheim als Musikstadt gilt auch noch heute. Ein schöner Reichtum an Veranstaltungen bringt die schönsten Kunstgenüsse. Das erste Stück, Sonntagkonzert brachte die fünfte Sinfonie von Paul von Hindenburg, ein „Scherzo capriccioso“ von Dvořak, Boccherinis Violoncell-Konzert in D-Dur und W. Eglis „Variationen für Klavier und Violine“, das sich als ein sehr einfaches und das E. Schmidt durch lebendige, von der Kraft starken Gefühls getragene Vortragsart wirksam darbot. Ein Kammermusikabend des Wendling-Quartetts ließ die Bekanntheit mit tüchtigsten Musikern erneuern. Sie boten mit dem Regensburger Streichquartett 109 Es-Dur, dem Haydn-Dur-Quartett und dem As-Dur von Dvořak Hochachtbares. Ein Kammermusikabend der Hochschule zum Besten des Deutschen Roten Kreuzes ließ seltene Kostbarkeiten hören. Ein Beethovenisches Klaviertrio op. 70 D-Dur von den Lehrern der Anstalt, K. v. Balg (Violine), M. Spitzberger (Cello) und Rich. Laugs meisterhaft dargeboten, war der Glanzpunkt. Erneut zeigte dieses Hochschulkonzert unter der Leitung Eberhard Rascher, welcher beachtenswerter Faktor doch dieses Institut im Mannheimer Musikleben ist. Jede Linie.

Trachteninsel am Oberrhein

Während die Dörfer Schuttertal, Schuttern und Schutterzell unmittelbar am Schwarzwaldbach Schutter liegen, liegt das über 8000 Einwohner zählende Schutterwald, als „Trachteninsel“ berücht, etwa eine Stunde östlich der Schutter, zwischen Hanauerland, Ried und Ortenau, an der Kleinbahn Dörschbach-Altenheim. Wer einen Begriff bekommen will von der Eigenart und Schönheit der Schutterwälder Tracht, muß Schutterwald an einem Feiertag besuchen. Da tragen die Frauen die goldgefärbte „Spiegelkappe“, die je nach der Art des Stückerzeugnisses, „Stenberlkappe“, „Blumenkappe“, „Sternenkappe“ oder „Lehrerkappe“ heißt. Frauen in Trauer tragen eine schwarze Kappe, Mädchen bei gewissen Anlässen weiße Kränze, im übrigen gehen die Mädchen zumeist ohne Kopfbedeckung, abgesehen vom „Weihen Sonntag“, wo sie mit dem „Aufschlag“ geschmückt werden: einem Kopfpuz, der im ganzen deutschen Trachtengebiet seinesgleichen nicht hat. Auch bei der Hochzeit trägt die Braut diesen „Aufschlag“. Er besteht aus dem mit Goldborten umsäumten „Deddel“ der Kunstblumen und glitzerndes Filzstrumpf trägt, aus ziegelroten geräuschten Seidenbändern sowie der roten Borber- und

Küdensofette. Zum „Ausgarnieren“ dieses Trachtenstückes braucht man etwa anderthalb Stunden. Die Böble werden kunstvoll in den Aufschlag eingeschnitten. Nicht minder schön als die Spiegelkappen sind die Röde, Schürzen und Halstücher der Frauen, die bei festlichen Anlässen getragen werden. Frauen tragen den hellblauen „Bretter“, der unten mit einem roten Band eingefasst ist, Mädchen rote Röde mit grünen Bändern. An gewöhnlichen Sonntagen wird die „Kutte“, ein schwarzblauer Rod mit rotem Band, getragen. Am Kirchweihsonntag („Kilbi“) tragen die Mädchen ein rotes Mieder, ein weißes Trachtenhemd mit gestickten Ärmeln und weiße Zwilfstrümpfe. Ein wichtiger Bestandteil der Schutterwälder Tracht ist ferner der „Peter“, ein Mittel aus dunklem Stoff, dessen Stehtagen eine Spitzenborde trägt. Vom „Peter“ haben sich die sedenen Halstücher, die je nach Gelegenheit in Form und Farbe wechseln, wirksam ab. Witzig im Reich findet man die gleiche Tracht wie in Schutterwald. Trachten in manchen Orten des benachbarten Elsaß weisen am ehesten eine gewisse Verwandtschaft auf. Um die Erhaltung und Erforschung der Tracht machte sich Hauptlehrer Schott verdient. Neue Freunde an der Tracht weckte auch der vor einigen Jahren gegründete Schutterwälder Trachtenverein.

Die Richtlinien für den Frühjahrsanbau

Die deutsche Landwirtschaft rüstet sich allenthalben zur Frühjahrsbebauung. Aus diesem Anlaß werden, unter Hinweis auf die von Staatssekretär Bode bekanntgegebenen grundsätzlichen Forderungen, in der W.-Landhoft Richtlinien für die Anbauplanung gegeben. Im Mittelpunkt aller Überlegungen hat im Frühjahr der Anbauplan zu stehen. Er fordert den fürstlichen Einsatz von Arbeitskräften und Betriebsmitteln, bringt aber auch die größten Vorkostenmengen in Klären. So noch gewisse Möglichkeiten zur Ausweitung bestehen, muß sie gegeben; mindestens muß aber der Bodenfruchtbarkeit im Umfang des Vorjahres aufrecht erhalten werden. Bei den Kartoffeln ist etwa die gleiche Fläche wie im Vorjahr für Frühjahrsfeldern vorgesehen. Ganz besondere Beachtung ist den Zuckerrüben anzuwenden zu schenken. Genaue müssen im Interesse der Zuckerverwertung die angeordneten 120 Prozent des Vorkonsums möglichst unbedingt erfüllt werden, zum anderen sollten darüber hinaus vermehrt Zuckerrüben für die Verfeinerung, insbesondere für die Zuckermasse angebaut werden. Der vermehrte Anbau von Zuckerrüben hat vor allem auf Kosten von Futter- und Rohrüben zu erfolgen. Besondere Beachtung ist nach wie vor dem Obst- und Gemüsebau beizumessen, wo Sommerobst und Wein im Vordergrund stehen. Von allen Arten steht Saatgut in ausreichender Menge zur Verfügung. Sehr bedeutsam ist für unsere Ernährungswirtschaft auch die Sicherstellung einer ausreichenden Brotgetreidefläche. Der Sommerobstbau hat in den letzten Jahren steigende Erträge gebracht. Sommerweizen stand dem Winterweizen nur wenig nach. Nachdrücklich gemahnt werden muß vor einem starken Getreidebau, eine in der Döpfung, auch in diesem Jahre die Getreide zu Brotgetreidebereiten abgeben zu können. Der Bedarf an Gemüse ist nach wie vor überaus groß. Es muß bei Gemüse die gleiche Anbaufläche wie im Vorjahr erreicht werden. Erhöhtes Interesse verdient auch der Hülsenfruchtanbau.

Kohlenklaus' schmähliche Niederlage. Hier ist für ihn nichts mehr zu machen, - Paß auf, jetzt sucht er andre Sachen! (Illustration of a man with a pig on his back, looking frustrated.)

Explosion in Raum 5

Roman von H. H. Hansen

Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Schwabe, Stettin u. München

Herr Wand führte ein Tagebuch. Kriminalkommissar Kammin war aufs höchste überrascht, als ihm die Meldung ins Zimmer gebracht wurde, Fräulein Karla Kobelt wünsche ihn zu sprechen. Es dauerte eine volle Minute, bis er dem Beamten antworten konnte. In dieser Minute machte er eine Reihe von Stationen des Unbehagens durch. Was wollte dieses Mädchen von ihm? Was der Fall Band eine Ueberraschung, die ausgerechnet Karla Kobelt aufdecken sollte? Wie würde die Unterredung verlaufen, nachdem sie vorgestern abend erst um ein Haar zu einem Streit ausgeartet war? Am liebsten hätte sich Theo Kammin hinter einer Ausrede versteckt und sich verweigern lassen.

„Lassen Sie die Dame herein!“ schnaute er und blickte dann auf die Tür, durch die lebhaft, grazios, unlenigbar von einem sommerlichen Dufthauch umgeben, eine lächelnde Karla eintrat, die ein so sonniges Gesicht aufgeleuchtet hatte, als seien sie und der Kommissar alterproben Freunde. Das war Grund genug, um Herrn Kammin in einen Abgrund des Mißtrauens zu stürzen. Wenn Frauen die Gewohnheiten lossetzten Gesellschaftslebens in nützliche Amtsräume schleppten, hatten sie entweder ein schlechtes Gewissen und damit etwas zu verbergen, oder aber sie wollten etwas, was nicht so leicht bewilligt werden konnte. Trotzdem erhob er sich, wartete aber hinter der Barriere des Schreibtisches auf ihr Näherkommen, ergriff folglich die entgegengesetzte schmale, kräftige Hand, verbeugte sich so knapp wie möglich und murmelte „Bitte, nehmen Sie Platz!“ Das war für alle Fälle eine unerschöpfliche Redewendung, die man tausendmal geübt hatte.

Karla setzte sich nicht, sondern sie ahnte das hauchhafte Niederlassen einer Uebelle nach, so daß Theo Kammin den Eindruck gewann, der Stuhl komme kaum mit ihr in Berührung. „Sie möchten?“ fragte er dienstlich streng. „Ja, will nur Ihren Wünschen entgegenkommen, Herr Kommissar“, antwortete sie sanft. „Sie wünschen doch, den Tod von Herrn Wand aufzuklären.“

„Gewiß.“ Er überlegte flüchtig, was sie im Hinterkopf habe, und war schon verflucht zu erklären, der Fall sei abgeschlossen. Aber das würde eine kräftige Verneinung seiner Pflichten bedeuten haben. „Wissen Sie etwas Neues?“

„Ob es Ihnen neu ist, Herr Kommissar, entgeht sich meiner Kenntnis. Vielleicht wissen Sie es schon von anderer Seite. Ich vermag vorzutragen, es Ihnen zu erzählen. Ich dachte, es sei meine Pflicht, die Behörde zu benachrichtigen. In diesem Fall repräsentieren Sie die Behörde.“

Theo Kammin ertappte sich dabei, daß er sie genau musterte. Das Haar Karlas war goldbraun und offenbar natürlich gelockt. Ihr Gesicht war unregelmäßig und gerade deshalb reizvoll. Eine Schönheit konnte man sie sicher nicht nennen, nicht einmal häßlich. Dafür wirkte der Gegenstand jarter Weiblichkeit und einer gewissen willensstarken Klugheit äußerst anziehend. Er schlug verwirrt die Augen nieder und hoberte den Blick in die Tischplatte, als jett dort die Lösung des Rätsels Frau zu finden, über das sich seit einigen tausend Jahren die Männer vergeblich den Kopf zerbrechen. „Bitte, wollen Sie fortfahren“, sagte er heiser und melancholisch. „Gern, Herr Kommissar!“

„Wenn Sie doch das verfluchte „Herr Kommissar“ nicht in jedem Satz anwenden würde“, knurrte er in sich hinein und lautete dann aufmerksam, sowohl dem Klang ihrer Stimme wie auch dem Inhalt der Mitteilungen.

„Ich war mit Herrn Wand sehr gut befreundet, wenn man von einem solchen Verhältnis bei dem großen Altersunterschied sprechen kann. Mir gegenüber gab er sich weit offener als bei den meisten anderen seiner Bekannten. Ich nannte ihm Daniel Hugo, und er tief mich seit meiner Kindheit beim Vornamen. Alle glauben, Herr Wand sei ein ganz technischer Mensch gewesen, der nur in Formeln, Zahlen und Berechnungen denken konnte. Dem war aber nicht so.“

Sie hielt inne und beobachtete die Wirkung dieser Erzählungen. Theo Kammins Gesicht blieb völlig ausdruckslos. Ihn begannen diese psychologischen Ausdeutungen einer Pseudonidichte zu langweilen.

„Herr Wand war nicht nur ein ausgezeichneter Techniker, der sich durch mehrere Erfindungen einen Namen in der Fachwelt gemacht hatte, er war auch ein vertrauter und verpönmener Mensch, der sozusagen eine lyrische Ader hatte. Weder seine beiden Kompagnons noch sonst ein Mensch weiß davon, daß er ein Tagebuch führte. Haben Sie dieses Tagebuch schon gefunden?“

„Nein“, sagte Theo Kammin und wurde hellhörig. „Wo soll es denn sein?“

„In dem kleinen Hause, das Herr Wand bewohnte. Es ist in einem Bandfach im Herrenzimmer versteckt. Wenn die Polizei es noch nicht ...“

Begebenheiten im Leben von Herrn Wand. Nun dachte ich mir, daß es für die Polizei, das heißt für Sie von Interesse wäre, Herr Kommissar, dieses Tagebuch zu lesen. Herr Wand war eine sehr verschlossene Natur. Sie können von niemand wirkliche Aufklärung über ihn erhalten, nicht einmal in dollem Umfange von mir. Aber das Tagebuch gibt Ihnen die Möglichkeit, Zusammenhänge aufzuweisen, die vielleicht die Lösung des Problems enthalten, nach der Sie streben.“

„Was meinen Sie denn mit dieser Lösung?“ Ihm kam ihre Rede unglaublich geschwollen vor.

„Nun, Sie glauben doch, daß nicht ein Unfall, sondern ein Verbrechen vorliegt. Der Tote selbst kann nicht mehr zur Aufklärung beitragen. Dafür spricht er in seinem Tagebuch zu Ihnen.“

„Hm“, brummte Theo Kammin und kam zu der Erkenntnis, daß es zwar äußerst unsicher wäre, ob das Tagebuch eines lyrischen Ingenieurs wirklich von Nutzen sein werde, daß es jedoch unweifelhaft zu seinen Pflichten gehöre, auch der schwächsten Spur nachzugehen. „Bitte, beschreiben Sie mir, wo ich das Tagebuch finden kann!“

Nun wurde Karla Kobelt doch ärgerlich. Sie kam hierher, um der Polizei zu helfen, und wurde wie eine lästige Wittfellerin behandelt.

Das Versteck zeigt Karla nur persönlich! „Das kann ich nicht, Herr Kommissar.“ Ihre Stimme wurde spitz. „Ich muß Ihnen schon an Ort und Stelle das Versteck zeigen, das nicht leicht zu finden ist.“

Theo Kammin schwebte eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, er verbiß sie jedoch und stand auf. „Dann fahren Sie bitte im Dienstwagen mit zum Hause von Herrn Wand.“

„Gern, Herr Kommissar“, antwortete Karla schon wieder besänftigt, lautete der kurzen telephonischen Anweisung, die Kammin gab, und ließ sich von ihm die Tür öffnen. Ein zweiter Beamter gestellte sich hinzu. Karla setzte sich im Rücksitz neben den Kommissar. Dann schmurzte der Wagen los und legte in kurzer Zeit die Straße hinter sich.

Das Wohnhaus des durch eine Explosion ums Leben gekommenen Ingenieurs und Fabrikanten Hugo Wand lag ganz am Rande der Stadt. Von der Straße wurde es durch einen breiten Vorgarten getrennt und besaß auch nach hinten einen ausgebreiteten Garten, der zur Hälfte aus einem Mißwald bestand, in dem alle Bäume vertreten waren, die in Deutschland wachsen. Augenblicklich wohnte in dem Hause nur die alte Hauswirtschafterin des Verstorbenen, die ihm seit fast zwei Jahrzehnten die Wirtschaft geführt hatte. Laut Testament hatte sie Wohnrecht auf Lebenszeit und eine monatliche Rente. Unter diesen Umständen war es schwer, einen Käufer für das Grundstück zu finden, so daß aller Voraussicht nach die Hauswirtschafterin bis zu ihrem Ende alleinige Bewohnerin bleiben würde. Die entferntesten Verwandten Hugo Wands wohnten auswärts und hatten wenig Interesse an dem Hause.

(Fortsetzung folgt)

